5197
C118
30

Scheinverdienst.

Ein Schauspiel
in fünf Aufzügen.

Von

August Wilhelm Iffland.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen,
1795.

A

Personen.

Geheime Secretär Seefeld.

Mad. Seefeld, dessen Frau.

Christian, Rath Ludwig, Heinrich, Sophie, } ihre Kinder.

Wittwe Schmidt.

Kanzellist Schmidt, ihr Sohn.

Staabschirurgus Rechtler.

Henriette, Johann, } im Seefeldschen Hause.

Coburger Landes=Bücherei

Erster Aufzug.

Bey dem geheimen Secretär Seefeld. Ein mit Geschmack möblirtes Zimmer.

Erster Auftritt.

Johann läßt einige große Verschläge durch das Zimmer in ein Seitenzimmer tragen. Henriette kommt herein, als die Träger wieder abgegangen sind.

Henriette.

Johann!

Johann. Mamsell Henriette!

Henriette. Was sind das für Verschläge, die Er da hinein tragen läßt?

Johann. Die Verschläge? Ja, die kommen weit her.

Henriette. Nun?

Johann. Die kommen aus Italien.

Henriette. Von unserm jungen Herrn?

Johann. Freylich. Er kommt heute selbst noch an.

Henriette. Das freut mich. Was ist er denn für eine Art Mensch?

Johann. Ja, ich weiß wohl, was er für eine Art Mensch war, als er auf Reisen ging: aber wie er jetzt seyn mag — wer kann das wissen?

Henriette. Nun, wie war er denn damals?

Johann. Gut, gut!

Henriette. So? — Hm! man kann gut, und doch recht fatal seyn.

Johann. Nein, er war angenehm. Er — er — wie soll ich ihn so beschreiben? — Ja, zum Exempel, er studierte viel, er —

Henriette. So?

Johann. Er sprach viel — er trank gern Punsch, er ritt viel aus — er putzte sich gern.

Henriette. Also ein artiger Herr?

Johann. Er tanzte gern —

Henriette. Ach der liebe Mensch!

Johann. Er war spendabel.

Henriette. O, er ist gewiß gut.

Johann. Er machte Verse.

Henriette. So recht traurige?

Johann. Potz! die Mama hat allemal geweint, wenn sie vorgelesen wurden.

Henriette. Ach, wenn er nur schon da wäre!

Johann. Mit Einem Worte, es war ein guter Mensch, der älteste Herr Seefeld.

Henriette. Um Mittag kommt er?

Johann. Ja.

Henriette. Ach, wie freue ich mich!

Johann. So? ich nicht.

Henriette. Was?

Johann. Mein Seele nicht. Denn sehe Sie nur einmal die Verschläge an, die da gekommen sind.

Henriette. Nun? darum?

Johann. Darum ist er nichts mehr nütz. Für uns heißt das.

Henriette. Das begreife ich nicht.

Johann. Ja, man muß auch politisch seyn, man muß die Welt kennen. Jetzt überlege Sie nur die Sache. Aus Italien kommt er!

Henriette. Nun ja!

Johann. Mit all den Kasten da!

Henriette. Nun ja denn.

Johann. Sind Sachen von Werth darin, so hat er sparen gelernt — und hat er sparen gelernt — was nützt er dann uns? — Sind Sachen ohne Werth darin, so hat er alles verthan — und hat er alles verthan — so frage ich wieder — was nützt er uns? Nichts! Mit Einem Worte: seit die Kasten ins Haus gekommen sind, sage ich, er taugt nichts.

Henriette. Ach mit Seinen Kasten — Ist er denn blond?

Johann. Ja.

Henriette. Scharmant!

Johann. Hm! — ist auch schon eine Weile her, daß er blond ist.

Henriette. Vielleicht sind Lieder, Schriften und Verse in all den Kasten. Wo Verse sind, ist ein gutes Herz, und wo das ist — —

Johann. Falsch, falsch! Wo solche Kasten voll Verse sind — ist ein leerer Beutel — eine uneingeheitzte Stube im Winter, und klar Wasser im Sommer. Mit Einem Worte — die Kasten haben mich zur Desperation gebracht. Der Dienst hier im Hause wird ohnehin täglich schlechter.

Henriette. Das ist nun wohl wahr.

Johann. Ein knickeriger Herr —

Henriette. Ja wohl!

Johann. Eine verdrüßliche Frau — gut Essen und Trinken, aber sonst nichts, als der klapperharte Lohn. Ein Herr Sohn schickt zweydeutige Kisten aus Italien; der

andere hat schöne Fracks und leere Taschen; die Tochter eine Liebschaft mit der Armuth. Kein Briefchen, kein Aufpassen trägt etwas ein.

Henriette. Das ist wahr, aber sie sind doch so schön unglücklich, die beiden Verliebten.

Johann. Das ist was Schönes!

Henriette. Sie sind so allerliebst traurig. Das geht einem zu Herzen.

Johann. Ja wenn's ein vornehmer Trauriger wäre, sapperment! Ich war mit einem jungen Grafen auf der Universität, der mußte denn auch über ein Paar blaue Augen heimlich weinen, da habe ich mir die Augen manchmal mit gerieben — Sapperment! der hat mir für jede Thräne seinen Thaler vor die Füße geworfen — Ja dann

geht es an. Aber der Liebhaber? ein trauriger Kanzellist — Was kommt da heraus?

Henriette. Nun freylich. Aber das Geheimniß! Nehme Er einmal an, Herr Johann, das Geheimniß zu haben; so was ist doch herrlich.

Johann. Hm! — Sie ist ein hübsch Mädchen. Aber zur Frau möcht' ich Sie schon nicht, denn Sie nimmt Geheimnisse und Thränen für Einnahme.

Henriette. Verrathe Er nur die guten Leute nicht.

Johann. Den Kanzellisten und die Mamsell? Verrathen? — Hm! — es giebt mir auch niemand was, wenn ich sie verrathe. So mögen sie zusammen in der Heimlichkeit fort heulen.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld mit einem Frachtbriefe in der Hand.

Seefeld. Sind die Verschläge da hinein gebracht?

Johann. Zu dienen.

Seefeld geht hinein.

Johann. Der älteste Herr Sohn aus Italien taugt gar nichts.

Henriette. Aber —

Johann. Da ist ein Frachtbrief mitgekommen — das ist Ordnung. O weh! Ich sehe ihn schon im Geiste. Der hat starke Ecken auf der Stirne, zwey Guckgläser, läßt gern Röcke wenden, und ungern Geld wechseln — o weh! Da will ich mir doch den Ludwig loben, so mager es auch nach gerade bey ihm aussieht. Folgt Herrn Seefeld.

Dritter Auftritt.

Henriette. Sophie.

Sophie. Liebe Henriette — er kommt — er ist auf der Treppe — er muß den Papa sprechen, er ist hieher gewiesen. Nur einen Augenblick will ich mit ihm reden. Gieb Acht — und wenn Mama kommt — so —

Henriette. Verlassen Sie Sich auf mich, Mamsell. — Geht, indem tritt ein

---

Vierter Auftritt.

Kanzellist Schmidt. Sophie. Hernach Henriette.

Schmidt. Ihr Herr Vater —

Sophie. Er ist hier neben an.

Schmidt. Sophie — lassen Sie mich mit Liebe und Ehrfurcht Ihre Hand küssen. Nun werde ich Sie wohl heute nicht mehr sehen! — O Sophie!

Sophie. Lieber Schmidt! seit gestern sind wir viel unglücklicher.

Schmidt. Mein Gott!

Sophie. Die Mama spricht so versteckt, und thut so geheim, daß ich fürchte —

Schmidt. Eine Heirath —

Sophie. Es scheint so.

Schmidt. O mein Gott! Bey aller Anstrengung, Last, Sorge und Mühe — erhielt mich die Hoffnung aufrecht. Was kann ich sagen? Fast jedermann kann Sie glücklicher machen als ich — aber niemand kann Sie mehr lieben. O, das Schicksal ist so ungerecht!

Henriette. Die Mama kommt.

Schmidt verlegen. So muß ich —

Sophie. Bleiben Sie! erwarten Sie meinen Vater.

Schmidt. Aber —

Sophie. Wir lieben uns — Ist das ein Vergehen?

Schmidt. Aber das Geheimniß —

Sophie. Ach!

Schmidt. Und Ihre traurige Vermuthung! Sophie! Liebe und Armuth scheinen jedem ein Vergehen.

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Vorige. Mad. Seefeld.

M. Seefeld. Was machst du hier?

Sophie. Ich — ich kam um —

M. Seefeld. Nun?

Sophie. Ich kam ohne alle Ursache, Mama!

M. Seefeld zu Henrietten. Und Sie? Sie steht auch da wie ohne Ursache.

Henriette. Ich habe die Verschläge herein bringen sehen, Madam!

M. Seefeld. Guten Morgen, Herr Kanzellist!

Schmidt. Ich mochte Ihre Fragen nicht stören.

M. Seefeld. Haben Sie meinen Mann schon gesprochen?

Schmidt. Ich erwarte ihn.

M. Seefeld zu Henrietten. Rufe Sie ihn doch.

Henriette ab.

M. Seefeld. Da haben Sie ja wieder einen Stoß Arbeit.

Schmidt. Wirklich mußte ich die Nacht dazu verwenden.

M. Seefeld. Die Nacht? Ja, das ist schon übel. Aber das greift doch den Kopf nicht an, es ist nur abgeschrieben.

Schmidt. Freylich wohl.

M. Seefeld. Aber wer es concipiren muß, dem kostet es Kopfbrechen. Ja mein Mann hat einen fähigen Kopf.

Schmidt. Und ein vortreffliches Herz.

M. Seefeld. Ey ja! er ist so übel nicht. — Da klagen die jungen Leute über das Abschreiben; aber an die, die es verfertigen müssen, denken sie nicht.

Schmidt. Ach Madam — ich klage über nichts, als daß ich nur abschreiben kann.

M. Seefeld. Wie so?

Schmidt. Wenn ich so etwas selbst schaffen könnte!

M. Seefeld. Ja freylich!

Schmidt. Dann dürfte ich im Gebiete der Möglichkeiten umhersehen — dann dürfte ich manche Hoffnung haben. Aber so — weiß ich jetzt in der Blüthe von Jahren und Erwartungen — »weiter kann ich nicht, als ich bin« — O das ist hart!

M. Seefeld. Sie sprechen ganz hübsch.

Schmidt. Die Wahrheit des Gefühls giebt manchmal den Worten Kraft.

M. Seefeld. Warum kommen Sie nicht weiter?

Schmidt. Ich habe nicht studiert.

M. Seefeld. Kein Genie?

Schmidt. Man sagte — ich hätte — Aber meine Mutter war damals, als ich auf die Universität hätte gehen sollen, sehr kränklich; alles was ich aufbringen konnte, gehörte ihr.

Sophie. War das nicht schön, Mama?

M. Seefeld. Ja, allerdings. — Aber das hätte Sie nicht abhalten sollen: denn eine Frau von so einem Stande, was braucht die?

Schmidt. Eine kranke Mutter bedarf alles, was der Sohn hat und ist.

M. Seefeld. Nicht wahr, Ihr verstorbener Vater war Bauverwalter?

Schmidt. Bauverwalter.

M. Seefeld. Ja, ich erinnere mich — Haben Sie meinen Christian gekannt?

Schmidt. Ja, Madam.

M. Seefeld. Er kommt heut aus Italien wieder.

Schmidt. Ich wünsche Ihnen Glück. Er muß ein hoffnungsvoller Mann geworden seyn.

M. Seefeld. Nun — hoffnungsvoll war er, als er ging. Jetzt kommt er wieder, und hat die Hoffnungen erfüllt, Herr Schmidt.

Schmidt. Ich zweifle keinesweges.

M. Seefeld. Es ließe Ihnen auch nicht gut, junger Mann. — So einen Kopf, wie

meinen Christian, per »hoffnungsvoll« zu taxiren.

Schmidt. O Madam, ich war nicht im Stande –

M. Seefeld lächelnd. Ja, das möchte wohl der Fall seyn. So einen Kopf zu übersehen, ist nicht jedermanns Sache. Erhitzt. Gerade darum ging er vor drey Jahren wieder hier weg, weil unsere lieben Stadtkinder ihn in die ordinäre Rahme spannen wollten, die für ihre Begriffe das allerhöchste seyn mag.

Schmidt. Ich bin weit entfernt –

M. Seefeld mit Feuer. Mein Christian ist denkender Kopf und Künstler. Mit Kunstgeist beseelt, faßt er jeden Gegenstand auf, der ihm vorkommt.

Schmidt. So ist er nicht glücklich.

M. Seefeld. Warum nicht glücklich?

Schmidt. Weil ich denke, daß die wenigsten Leute in der Welt für dieß Verdienst Sinn haben.

M. Seefeld. O, er wird leben können, mein Christian, wenn auch keine hiesige Kasse sein Verdienst lohnt —

Schmidt. Das glaube ich gern —

M. Seefeld heftig. Oder lohnen kann! Er wird weder sein Talent aufdringen, noch auch den Tagewerkern ihren sauern Bissen aus dem Munde haschen, die ihn angrinzen ohne ihn zu fassen, meinen Christian.

Sechster Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld.

Seefeld. Ah, Herr Schmidt!

Schmidt überreicht die Arbeit.

Seefeld. Schon ganz fertig? — Ich danke Ihnen. Sie liefern doch immer vor dem Termine ab.

Schmidt. Ihre Zufriedenheit —

Seefeld schlägt ihn auf die Schulter. Die haben Sie.

Schmidt. Rührt mich und erfreut mich.

Seefeld. Sie haben Talent. Wenn ich Sie nur weiter bringen könnte, als zum Buchstaben nachmahlen. Aber — aber Sie haben nicht studiert, und das Vorurtheil —

Schmidt. Wenn so ein Mann glaubt, daß das Vorurtheil mir zu viel thut, so bin ich und fühle mich schon sehr erhoben.

Seefeld. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid es mir thut, daß Ihre Mutter den Prozeß um den Garten verloren hat.

Schmidt. Der kleine Winkel Land war freylich unsere einzige Freude auf der Welt.

Seefeld. Und daß gerade mein Sohn Referent in der Sache seyn mußte!

M. Seefeld. Der oder ein anderer.

Seefeld. Wollen Sie nicht appelliren?

Schmidt. Nein. Der beste Prozeß ist ein Loos in der Lotterie.

Seefeld. Ihr Fleiß erwerbe Ihnen dann auf einer andern Seite Hoffnung und Freude.

Schmidt verbeugt sich und geht ab.

Siebenter Auftritt.

Vorige ohne Schmidt.

Seefeld. Ein braver Mann!

M. Seefeld. Er dünkt sich etwas.

Seefeld. Das darf der, der brav ist.

M. Seefeld. Ist das ein Wesen um einen braven Kopisten!

Seefeld. Ist das ein Aufheben um — um —

M. Seefeld. Um?

Seefeld. Das, was wir — Geduld! ch verschieße kein Pulver ohne Noth.

M. Seefeld. Pulver? verschießen? ey y! Willst du Batterien anlegen?

Seefeld. Ich will — — dir nicht sagen, was ich will.

M. Seefeld. Etwa weil —

Seefeld. — Der keinen Willen mehr hat, der ihn gesagt hat.

M. Seefeld. Der muß sehr furchtsam seyn, der —

Seefeld. Wie viel Uhr ist es?

M. Seefeld. Und es zeigt eine Art Mißtrauen an —

Seefeld. Du wirst doch eine Art guter Tafel heute geben, da der Christian kommt?

M. Seefeld. Du verweisest mich in die Küche?

Seefeld. In das Reich, wo ich dir gehorchen muß.

M. Seefeld. O wenn meine Ideen immer befolgt wären!

Seefeld. Was für Wein willst du auf dem Tische haben?

M. Seefeld. — Wermuthwein, daß ich deinem Herzen Bescheid thun kann. Komm Sophie! geht.

Seefeld. Bleib, Sophie!

Sophie geht, da ihre Mutter ruft, steht wieder, da ihr Vater ruft.

M. Seefeld dicht vor ihrem Manne. Wem soll sie jetzt gehorchen? Gespannt. Ich frage.

Seefeld sieht sie an, besinnt sich etwas. Dir, denn du hast sie zuerst gerufen.

M. Seefeld. Geh Sophie!

Sophie geht ab.

M. Seefeld. Sey so gut und sag mir, was hast du?

Seefeld. Mancherley.

M. Seefeld. So rede!

Seefeld. Es ist noch nicht Zeit.

M. Seefeld. Wann ist es Zeit?

Seefeld. Wenn alle Ideen ihre Reise haben.

M. Seefeld. Alle Ideen? Man sollte glauben —

Seefeld. Ideen habe ich.

M. Seefeld. Wen betreffen sie?

Seefeld. Die nicht, die mich nichts angehen.

M. Seefeld. So betreffen sie mich?

Seefeld geht auf und ab.

M. Seefeld. So bitte ich dich, rede!

Seefeld. Man muß sich sehr hüten, eine Uebereilung zu begehen.

M. Seefeld. Ist das alles?

Seefeld. Besonders in meinen Jahren, wo man nicht mehr Zeit und Kraft

hat, eine Uebereilung gut zu machen. Geht.

M. Seefeld. Das ist alles?

Seefeld. Alles. Und wenn ich es so ausführe, so ist es viel. Geht in die Mitte ab.

M. Seefeld. Was will der Mann?

Achter Auftritt.

Mad. Seefeld. Heinrich kommt von der Seite.

Heinrich. Mama, ich kann's nicht mehr aushalten.

M. Seefeld. Was?

Heinrich. Das ewige Sitzen und Lernen und Kopfbrechen. Den ganzen Morgen sitze ich über dem Griechischen Buche,

daß mir von den Hühnerpfoten, die so auf dem Papiere da stehen, die Augen übergehen, und der Kopf schwindelt; und doch kann ich Ihnen auf meine Ehre betheuern, ich weiß nichts von allem, worauf ich gesehen habe.

M. Seefeld. Elender Mensch!

Heinrich. Elend? Elend bin ich wahrhaftig nicht. Ich sage die Wahrheit. Wenn ich Ihnen und dem Papa das Geld aus dem Sacke stähle, so wäre ich elend. Ich bin wahrhaftig ein guter Kerl, aber studieren muß ich nicht.

M. Seefeld. Du mußt studieren, du sollst studieren, dafür bist du da.

Heinrich. Lernen, ja, dafür bin ich da. Was Sie wollen. Aber studieren nicht. Das will mir gar nicht aussehen, als ob ich dafür da wäre.

M. Seefeld. Alle meine Kinder haben Genie, und du hast Genie, und willst es verbergen; aber du sollst Genie haben, sage ich dir, oder ich will deine Talente gewaltsam entwickeln.

Heinrich. »Lust und Liebe zum Dinge macht alle Mühe und Arbeit geringe,« sagt das Sprichwort. Ich habe aber weder Lust noch Liebe zu dem Dinge — was kann nun da heraus kommen?

M. Seefeld. Und wozu hättest du denn Lust und Liebe?

Heinrich. Ja — was rathen Sie mir?

M. Seefeld im höchsten Zorn. Schneider zu werden. Geht.

Heinrich, da sie an der Thüre ist. Mama!

M. Seefeld kehrt um.

Heinrich. Schneider will ich nicht werden.

M. Seefeld. Du bringst mich unter die Erde.

Heinrich. Sie machen mich unglücklich.

M. Seefeld. Ungerathner Bursche, der meine Liebe und Sorge nicht einsieht, der nicht höher will —

Heinrich. Wenn ich zu hoch gehe und kann mich nicht halten, so falle ich herunter.

M. Seefeld. Deine Brüder, die sind —

Heinrich. Ja ja, eben meine Brüder.

M. Seefeld. Nun?

Heinrich. Die verleiden mir das Studieren.

M. Seefeld. Was ist das?

Heinrich. Der Christian reiset in der Welt herum und ist nichts. Der Ludwig hat einen Rathstitel und keine Besoldung —

M. Seefeld. Weil die Reihe noch nicht an ihm ist.

Heinrich. Wenn sie einmal an ihm ist, ist er ein alter Mann.

M. Seefeld. Wer hat dir das gesagt?

Heinrich. Ey, ich selbst.

M. Seefeld. Ein- für allemal, ich leide keine Herabsetzung meiner Familie. Du hast einen fähigen Kopf, den sollst du brauchen — und studieren.

Heinrich. Mama, ich bitte Sie —

M. Seefeld. Fort an deine Arbeit! Sey fleißig, und komm' mir nie wieder mit

dergleichen Propositionen. Ich will mit deinen Lehrern sprechen. Ich will dich examiniren lassen; Du sollst mehr Stunden haben.

Heinrich. Ich habe ja nur zwey Stunden frey.

M. Seefeld. Du sollst keine frey haben.

Heinrich. Sie sind ja bis acht Uhr Abends alle besetzt.

M. Seefeld. Sie sollen bis zehn Uhr besetzt werden.

Heinrich. Mama, das thut wahrhaftig kein gut, ich sage es Ihnen. Geht ab.

M. Seefeld. Das wollen wir sehen. — Hat man nicht Mühe und Sorge mit den Kindern!

Neunter Auftritt.

Mad. Seefeld. Ludwig.

Ludwig küßt ihr die Hand. Guten Morgen, Mama!

M. Seefeld. Den habe ich nicht. Der Heinrich — ach der Junge macht mir das Leben sauer. Er will nicht studieren, er will was anders werden.

Ludwig. Je nun —

M. Seefeld. Nein Sohn, nimm das nicht so leicht; ich bestehe darauf, er soll und muß studieren.

Ludwig. Nun ja, so muß er es auch. — Hier habe ich einige Rechnungen, die nicht länger warten können. Wollen Sie die Güte haben, in einer gelegenen Stunde sie dem Papa zu geben?

M. Seefeld durchsieht sie. Hundert zwanzig Thaler? Hm! das ist doch viel. Du hast doch alles frey, alles. Dazu monatlich drey Louisd'or von uns.

Ludwig. Freylich wohl! Aber nehmen Sie nur, daß ich doch manches thun muß, was mein Stand erfordert. Daß ich immer noch ohne Besoldung diene, davon nimmt die Welt, mit der ich leben muß, keine Notiz. Lebe ich anders, ziehe ich mich zurück; so werde ich nicht bemerkt, und endlich vergessen.

M. Seefeld. Ich will sehen, daß ich deinen Vater disponire — aber nimm dich doch in Acht mit deinen Ausgaben.

Ludwig. Ich thue wahrlich nichts, was nicht unmittelbar der Wohlstand erfordert.

M. Seefeld. Nun du wirst doch auch endlich einmal in Besoldung rücken!

Ludwig. Ich hoffe es. Zeit wäre es. Adieu Mama.

M. Seefeld. Wo gehst du hin?

Ludwig. In die Session.

M. Seefeld. Adieu mein Sohn! Nun erwirb dir nur Ehre, darum bitte ich dich.

Ludwig. Sorgen Sie nicht. Geht.

M. Seefeld. Ludwig — ich habe die besten Hoffnungen für dich bey der reichen Holländerin.

Ludwig. Haben Sie? Es ist ein herrliches Mädchen. O, wenn das glückt, so mag die Besoldung ausbleiben. ab.

M. Seefeld. Hundert zwanzig Thaler! Es ist viel Geld — Ich muß alles aufbieten, diese vortheilhafte Heirath für ihn zu schließen.

Zehnter Auftritt.

Herr Seefeld. Mad. Seefeld.

Seefeld nimmt die Akten, welche der Kanzelist vorher brachte. Ich habe vergessen, die Papiere mitzunehmen.

M. Seefeld. Die hätte ja der Bediente holen können.

Seefeld. Den Bedienten will ich nicht viel mehr brauchen. Geht.

M. Seefeld. Du bist heut sehr sonderbar.

Seefeld. Hm!

M. Seefeld. Ich habe dir etwas zu sagen.

Seefeld. So bleibe ich da.

M. Seefeld. Du mußt so gut seyn, für den Ludwig etwas zu thun.

Seefeld. Herzlich gern, alles was ich kann.

M. Seefeld giebt ihm die Rechnungen. Er hat sich genöthiget gesehen — und das ist denn auch wohl zu begreifen — Wohlstands halber einige Ausgaben zu machen.

Seefeld. Nun, und ich?

M. Seefeld. Du wirst so gut seyn —

Seefeld. Zu zahlen?

M. Seefeld. Es muß ja nicht auf einmal seyn.

Seefeld. Es muß auf einmal seyn.

M. Seefeld. Willst du dann wohl die Liebe haben, und es übernehmen?

Seefeld geht auf und ab, und liest in den Rechnungen.

M. Seefeld. Nun, was sagst du?

Seefeld. Ich nehme es in Ueberlegung.

M. Seefeld. Es ist freylich etwas viel.

Seefeld. Wirklich? doch etwas viel?

M. Seefeld. Aber er ist doch nun einmal in dem Stande —

Seefeld. Das ist er.

M. Seefeld. Und noch ohne Besoldung.

Seefeld. Ohne Besoldung, ja.

M. Seefeld. Du thust aber auch nichts.

Seefeld heftig. Arbeite mit Tagesanbruch, bin an den Tisch geschmiedet, daß oft mein Blut stockt, und ich weder sehe noch höre — arbeite so, daß ich kaum mehr weiß

wie draußen Feld und Gras aussehen — und thue doch nichts? *Kalt.* Was soll ich mehr thun? Sprich!

M. Seefeld. Du verstehst mich nicht.

Seefeld. Wahrhaftig nicht.

M. Seefeld. Es hat dir ja nur einen Gang zum Präsidenten gekostet, daß Ludwig den Rathstitel erhalten hat, so denke ich —

Seefeld. Verflucht sey der Gang.

M. Seefeld. Mein Gott!

Seefeld. *Pause, darin er sich faßt.* Weiter!

M. Seefeld. So meine ich, wenn du jetzt öfter zum Präsidenten gingest, und lägest ihm an wegen der Besoldung für Ludwig.

Seefeld *kalt.* Nein!

M. Seefeld. Wie? willst du deines Sohns Glück nicht machen?

Seefeld geht einigemal auf und ab, dann sagt er ihr mit Nachdruck und Empfindung: Es ist sehr oft leichter zu fragen, als zu antworten. Geht ab.

M. Seefeld. Was will der Mann? Was hat er vor?

Eilfter Auftritt.

Mad. Seefeld. Sophie.

Sophie. Wollen Sie so gut seyn, Mama, und den Nachtisch für diesen Nachmittag ansehen, ob er Ihnen so recht ist?

M. Seefeld. Er wird schon recht seyn.

Sophie geht.

M. Seefeld. Sophie!

Sophie. Mama!

M. Seefeld. Zieh' dich heut besser an.

Sophie. Warum, liebe Mama?

M. Seefeld. Was soll die Frage?

Sophie. Finden Sie sie nicht natürlich?

M. Seefeld. Nein!

Sophie. — Ich will mich anziehen.

M. Seefeld. Und spiele die neuen Sonaten von Pleyel durch, daß sie dir für den Nachmittag geläufig sind. Leg' deine Zeichnungen zurecht, und probiere die Arie: »Ihr Rosenstunden« Geht.

Sophie sieht ihr nach, weint und sagt mit tiefem Schmerz: Ihr Rosenstunden — ihr seyd verschwunden! Dann folgt sie ihr schnell.

Zweyter Aufzug.

Das vorige Zimmer.

Erster Auftritt.

Johann. Henriette.

Henriette.
Nun, ich folge Ihm durch das ganze Haus nach; wo soll ich denn hin?

Johann. Hierher, mein Kind! Hier sind wir allein.

Henriette. Wozu denn?

Johann. Hat Sie nichts gesehen? gar nichts? — im Hause meine ich.

Henriette. Im Hause? — Daß der älteste Sohn angekommen ist — daß die ganze Familie im Jubel ist, daß —

Johann. Die ganze Familie? — Ja bis auf den Papa. Der Papa läßt curiose Blicke herum gehen. Kurz um, mir ist nicht wohl bey der Sache, und ich nehme meinen Abschied.

Henriette. Seinen Abschied? Weswegen denn?

Johann. Ich bin schon deswegen gescheid, daß ich ihn nehme, weil ganz und gar kein Grund vorhanden ist, warum ich ihn nicht nehmen sollte. Als ich hier ins Haus kam, dachte ich, der alte Herr würde mir einmal so einen Kanzleydieners-Platz schaffen; aber der denkt nicht an mich. Hier ist nichts zu gewinnen, als daß man den lieben Athem im Gange erhält; also fort. Und das habe ich Ihr auch rathen wollen. Was Sie hier gewinnen kann, ist — höchstens ein gefärbter, alter, dünner, seidner Rock —

das Final — wird eine arme alte Jungfer.

Henriette. Wenn mich die Mamsell nicht dauerte; aber die ist so unglücklich.

Johann. So lange sie unglücklich ist, kann sie Ihr nichts geben; und wenn sie einmal glücklich ist, so braucht sie Ihre Thränen nicht mehr. Dann giebt's zum Recompens eine alte mousselinene Fahne, ein: »ich bedanke mich« — und die Sache ist abgethan. Folge Sie mir, ziehe Sie ab!

Zweyter Auftritt.

Vorige. Ludwig.

Ludwig. Meine Mutter verlangt Sie, Henriette.

Henriette ab.

Johann. Da — ein Brief von der Herzallerliebsten.

Ludwig öffnet. Drey Bogen? Das lese ein anderer. Liest: »Unglück — die Pflichten gegen dein Kind.«

Johann. Der kleine Herr Seefeld gleicht Ihnen auf ein Haar.

Ludwig. Sie hat von meiner Heirath gehört. Wer kann ihr das gesagt haben?

Johann. Ja wenn wir nicht immer mit reichen Partien prahlten.

Ludwig. Der Vater will klagen. Verdammt! Liest: »Dein Wort, deine theuern Schwüre halten, der Meinige zu werden«
Er ist in Gedanken.

Johann. Ja, wenn Sie die Müllerstochter heirathen, so wird freylich aus der reichen Holländerin nichts.

Lud.

Ludwig. Ich muß zuvorkommen, ich muß meiner Mutter die Geschichte erzählen. Wir müssen sie abkaufen.

Johann. Ja wenn der alte Kerl nicht auch seinen Bürgerhochmuth hätte.

Ludwig. Es muß gehen.

Johann. Und wie wird es mit mir?

Ludwig. Mit dir?

Johann. Habe ich nicht mit aller menschmöglichen Pfiffigkeit studiert, Geld in Ihre leere Kasse zu bringen? Habe ich nicht endlich den weltgescheiden Gedanken gehabt, mit dem alten Seelmann zu negotiiren, daß er hundert Thaler für eine vortheilhafte Relation an Sie spendiren möchte? Nun, die Relation ist gemacht, die alte Hexe, die Frau Schmidt, hat das Paradiesgärtlein richtig verloren. Der alte Seelmann hat Ihnen

die hundert Thaler bezahlt; aber die fünf und zwanzig Thaler, die ich davon haben sollte, wo bleiben die? Wo bleiben meine dreyßig Thaler Auslagen? Der versprochene Dienst, wo bleibt der?

Ludwig. Mach mir den Kopf nicht warm.

Johann. Und dann sehe ich wohl, daß die Müllerstochter mich auch nicht nehmen wird.

Ludwig. Mach, daß du ihr besser gefällst, als ich; das ist Deine Sache. Ab.

Johann. Deine Sache? So? ausspotten? -- ausspotten und nicht bezahlen? Denkt doch! Endlich auch wohl gar niemals bezahlen. Daraus wird nichts, Herr Rath — ohne Rath, wir sind klüger.

Dritter Auftritt.

Johann. Herr Seefeld. Mad. Seefeld. Christian. Sophie und Heinrich.

Seefeld. So laß uns denn deine Herrlichkeiten sehen, mein Sohn!

Christian. In der That Herrlichkeiten. Ich denke wohl, Sie werden sie dafür gelten lassen.

Seefeld. Johann, hilf die Verschläge aufmachen.

Christian. Geh Er mit mir! *Geht mit Johann in das Seitenzimmer.*

Seefeld *will dem Christian folgen.*

M. Seefeld *zu ihrem Manne, indem sie mit Wärme seine Hand faßt.* Was sagst du?

Seefeld. Wovon —

M. Seefeld. Von Christian.

Seefeld. Noch nichts.

M. Seefeld. Kennst du einen interessanteten jungen Mann?

Seefeld. Interessant? Nun ja, das ist Etwas.

M. Seefeld. Etwas? Das ist Alles. Was helfen alle Kenntnisse ohne Grazie? Was nützt das trockne Wissen, ohne die Gabe, sich mitzutheilen, sich verständlich zu machen, andern die Empfindung mitzutheilen, die uns durchglüht?

Seefeld. Das ist sehr wahr gesprochen.

M. Seefeld. Fühlst du das? — O ich bin die glücklichste Mutter! — Mache meine Freude vollkommen — umarme mich und sag nun auch, ich bin ein glücklicher Vater.

Seefeld. Ich sehe dich gern froh, und habe viel gethan und viel unterlassen, um dich zufrieden zu erhalten, wenn nur nicht zu viel.

M. Seefeld mit Erstaunen. Unerklärbar!

Seefeld. Und doch so leicht zu fassen.

M. Seefeld. Du bist sonderbar seit einiger Zeit, und ich muß dich wohl deinen eignen Weg gehen lassen. Es geht ja fast alles jetzt seinen eigenen Weg bey uns. — Mamsell Sophie spricht kein Wort.

Sophie aus tiefen Gedanken erwachend. Was befehlen Sie?

M. Seefeld. Ja ja. Ich werde dir befehlen; denn du hast seit kurzem eine Miene angenommen, die mir mißfällt. Zu ihrem Manne. Ich habe eine Partie für sie.

Seefeld. So?

Sophie. Ach Mama —

M. Seefeld. Nun?

Sophie. Eine Partie für mich?

M. Seefeld. Warum? Ist dir es nicht recht?

Sophie. Ich höre ja in dem Augenblicke das erste Wort davon.

M. Seefeld zu Seefeld. Sie ist sehr vortheilhaft.

Seefeld. Das wäre erwünscht für das gute Mädchen.

Sophie ergreift ihres Vaters Hand. Bin ich das? O wenn ich ein gutes Mädchen bin, so lassen Sie mich nicht aufopfern.

M. Seefeld. Aufopfern? und aufopfern lassen? Wer bin ich, daß du bey deinem Vater Schutz und Rettung suchst?

Sophie. Sie sagen, die Partie ist vortheilhaft. Ihre Gedanken scheinen ganz auf dem Worte zu ruhen. Sie nennen den Mann nicht —

M. Seefeld. Weil es noch nicht nöthig ist.

Sophie. Bin ich denn so lästig, daß ich weg gegeben werden muß; hin an den Ersten den Besten, der ein vortheilhaftes Gebot thun will?

M. Seefeld. Sophie!

Sophie. So aufeinmal an einen Fremden, aus meiner Aeltern Hause weg vergeben werden muß?

M. Seefeld. Du machst eine poetische Umschreibung von dem Worte »Heirath,« mein Kind!

Sophie. Das weiß ich nicht, aber ich weiß, daß ich für Wehmuth vergehen möchte,

und da Ihnen diese Stimmung zuwider ist, so bitte ich um die Erlaubniß, auf meinem Zimmer ausweinen zu dürfen. Will gehen.

M. Seefeld. Das sollst du nicht; denn deine Thränen sind Ungehorsam.

Seefeld. Erlaube es, ich bitte darum.

M. Seefeld. So geh, weine aus, und sammle dir Festigkeit zum Gehorsam für die, die dein Glück will.

Sophie geht.

M. Seefeld. Sophie — Ich erwarte es, dich mit trocknem Auge wieder zu sehen.

Sophie. Mit heißem trocknem Auge.

W.

Vierter Auftritt.

Vorige ohne Sophie.

Seefeld. Nicht zu vergessen, daß ihre Stimme bey der Sache die erste Stimme ist.

M. Seefeld. Wie?

Seefeld. Die erste und — die entscheidende. Wer ist der Mann?

M. Seefeld. Hofrath Räder.

Seefeld. Er ist reich.

M. Seefeld. Sehr reich.

Seefeld. Uebrigens sehr nahe an Funfzig.

M. Seefeld. Es ist eine Versorgung.

Seefeld. Wenn Sophie so versorgt seyn will.

M. Seefeld mit Nachdruck. Du kennst unsre Zeiten. Es ist eine Versorgung.

Seefeld. Es ist ein ganz verlebter Mensch, der —

M. Seefeld. Es ist eine Versorgung, also muß ich darauf bestehen.

Seefeld. Ich mit dir, nur nicht bis zum Zwang.

M. Seefeld. Da findet kein Zwang Statt, denn sie liebt nicht.

Seefeld. Das weiß man nicht.

M. Seefeld. Und wenn sie liebt, so darf sie nicht mehr lieben, eben weil man es nicht weiß.

Seefeld. Der Schluß wäre wohl richtig.

M. Seefeld. Also —

Seefeld. Als Schluß, aber sonst nicht wohl ausführbar.

M. Seefeld. Nicht wohl ausführbar? nicht —

Seefeld. Pst! nichts übereilt!

M. Seefeld zu Heinrich, der sich auf eine Stuhllehne gestützt hat, und in einem Buche liest. Was hast du da für ein Buch?

Heinrich bringt das Buch. Ansons Reise um die Welt.

M. Seefeld. Den ganzen Tag thust du, was du nicht thun sollst, und liest, wo du nicht lesen sollst.

Heinrich. Mama, das ist das beste Buch, was ich kenne. Daran denke ich Tag und Nacht, und deshalb bringe ich das Griechische Wesen nicht in den Kopf.

M. Seefeld nimmt es. So laß das Buch weg.

Heinrich. Kriege ich es nicht wieder?

M. Seefeld. Nein.

Heinrich. So denke ich an das, was ich gelesen habe.

Seefeld drohend. Heinrich!

Heinrich. Papa, ich kann's nicht anders. Wie die Leute auf dem Meere geschwebt sind, und was sie alles gesehn haben, Länder und Menschen und Thiere, und wie die ausländischen Menschen alle so ehrlich und geradeweg sind. Wenn ich so recht hinein komme in die Sachen, so packe ich das Buch mit beiden Händen fest. Und haben Sie gelesen? wenn die Stürme und Gewitter angegangen sind, mitunter auch Lebensgefahr vom Feind; dann sind sie zusammen gestanden, keiner ist von dem andern gewichen, und haben sich gewehrt wie brave Kerls. Da, wenn ich das lese, kann ich

nicht mehr sitzen, ich muß auf und ab rennen, und packen was Schweres auf, daß ich nur was anpacken kann. Ich möchte mit hungern, mit naß werden, mit hauen und schießen — Da kommt dann die Mama und der Herr Magister Erhardt mit ihren Büchern, Grammatiken und ihrem tipto, tiptote! Es geht wahrhaftig nicht mehr.

M. Seefeld. Nun? wie ist's denn mit dem? Da soll wohl auch nichts übereilt werden?

Seefeld. Bey dem — am allerwenigsten.

M. Seefeld. Meine Geduld ist am Ende.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Christian mit einem Kopfe in Papier gewickelt. Johann trägt mehrere Schubkasten nach, die er auf einen Stuhl setzt, und geht wieder ab.

Christian. Nun freue ich mich im voraus auf die Empfindung, die Sie haben werden. Er stellt einen Tisch in die Mitte, den Kopf darauf, und fängt an ihn los zu wickeln.

Heinrich drängt sich zu. Christian, was ist das?

M. Seefeld. Eine Antike.

Heinrich. So?

Christian hat ihn frey hin gestellt, tritt zurück. Nun sehen Sie!

Seefeld und M. Seefeld besehen ihn.

Heinrich. Das ist ein garstiger Kerl.

Seefeld. Es ist ein Nero.

Christian mit Feuer. Die Mühe, die Gänge, die Künste, die mich es gekostet hat, ihn zu erhalten — davon haben Sie keine Idee.

Heinrich. Christian! Christian! Christian!

M. Seefeld. Was ist denn?

Heinrich. Da komm einmal her.

Christian. Nun?

Heinrich. Sie haben dich für einen Narren gehabt. Sieh, da — da oben auf dem Kopfe ist er geflickt.

Christian. Das ist die Urkunde seiner Aechtheit. Pathetisch. Es ist bekannt, daß gleich nach Nero's Tode alle Statuen dieses Kaisers theils in die Tyber geworfen, theils zerschlagen, und in der Folge verschüttet wur-

den. Dieses ist einer von den in diesem Aufruhr zerschlagenen Köpfen. Ein ächter Nero.

M. Seefeld. Ah, so etwas ist der Mühe werth.

Heinrich. Höre — wer hat denn seitdem die Stücke aufgehoben, von Nero an, bis du gekommen bist?

M. Seefeld. Einfältiger Bursche! Christian, du schenkst mir herrliche Stunden. Ich danke dir dafür. Zu ihrem Manne. Er war nicht umsonst da.

Seefeld. Gewiß nicht umsonst.

Christian. Dieser Nero ist die Krone meiner Acquisitionen.

Heinrich. Aber höre — du mußt mirs nicht übel nehmen. Nero war ein meschanter Kerl, was willst du mit seinem Gesicht?

Chri-

Christian. Ich muß Ihnen beyläufig sagen, daß ich dafür achte, man hat dem Nero zu viel gethan. Nero war eigentlich ein ungewöhnliches Etwas seiner Zeit, ein Genie.

Heinrich. Geh doch weg, er hat die Stadt verbrannt.

Christian. Um sie schöner aufzubauen.

M. Seefeld zu Heinrich. Er veranlaßte also ein kleines Uebel, um ein größeres Gutes thun zu können.

Heinrich. Er ist doch allemal ein Mordbrenner.

Christian. Von den mehrsten alten und von allen merkwürdigen neuern Bildsäulen habe ich Abgüsse mitgebracht, die ich nun auch heut noch aufstellen will. Lassen Sie uns nun zu den Gemmen übergehen. —

M. Seefeld. Hast du keinen Otto mitgebracht?

Christian. Erlauben Sie, daß ich alles in der Ordnung zeige, worin ich —

Seefeld. Christian! ich ehre diese Sachen alle sehr zu seiner Zeit —

M. Seefeld lachend. Zu seiner Zeit.

Seefeld. Aber ich bin kein Kenner.

Christian. Das weiß ich.

Seefeld. Und mir liegen Sachen am Herzen, die mir — um deinetwegen wichtiger sind. Laß uns also das alles zu gelegnerer Zeit sehen.

M. Seefeld. Nein, es ist doch nicht möglich, daß man so kalt und todt gegen schöne Künste seyn kann.

Seefeld. Nero und Otto sind todt — Christian lebt, und soll noch lange leben.

Christian. Mama, Sie wissen, das kann man sich nicht geben. Nicht zu jedem sprechen diese todten Formen, nicht jede Imagination wird davon ergriffen und genährt.

M. Seefeld. Das merkt man ja täglich. Aber ich kann euch nicht sagen, was mit dem Anblick dieses Nero alles vor mir steht. Was ich in der Gesichtsbildung alles suche und finde. Dieser kühne und doch spottende Zug zwischen den Augenbraunen —

Seefeld. Du hast vorhin dem Heinrich Ansons Reisen um die Welt genommen, weil sie der Griechischen Grammatik im Wege stehen. *Er bedeckt den Kopf mit seinem Tuche.* Ich verhülle den Nero, weil er den Aeußerungen meiner Vatersorge im Wege steht —

die für dasmal dich auch nicht angehen. Also geh, Heinrich!

Heinrich geht ab.

Sechster Auftritt.

Vorige ohne Heinrich.

M. Seefeld. Nun, was soll jetzt werden?

Seefeld. In der That, davon ist die Rede. Ich thue diese Frage an dich, mein Sohn! — Was soll jetzt werden?

Christian. Wie so?

Seefeld. Mit dir, mit deiner Bestimmung. Was wirst du jetzt in deinem Vaterlande anfangen?

M. Seefeld. Diese Frage in diesem Augenblicke!

Seefeld. Er muß sie so oft gedacht haben, daß er mir — auch beym Eintritte in das Haus sie hätte beantworten können.

M. Seefeld. Er hat Kenntnisse, Erfahrung, Welt — Alles steht ihm offen.

Seefeld. Nun, was wirst du denn von dem allen ergreifen, was dir offen steht?

M. Seefeld. Ein Talent der Art wird man nicht lange müßig am Wege stehen lassen.

Seefeld. Wie willst du von deinem Talent Nutzen ziehen?

Christian. Die Wahrheit zu sagen —

M. Seefeld *schnell einfallend.* Er ist fremd durch seine Reisen, und man hat gutes Vorurtheil für Fremde.

Seefeld. Ich frage ja dich nicht. Antworte mir, Christian!

Christian. Lieber Vater, ich habe gesucht, von meinen Reisen so viele Vortheile als möglich zu ziehen, Kenntnisse jeder Art einzusammeln, den Zweck hatte ich immer vor Augen.

M. Seefeld. Und mit diesem Fleiß —

Seefeld. Ohne Umschweif. Mit Einem Worte, was willst du werden?

Christian geht einige Schritte, und reibt unmuthig die Stirne. In der Villa Medicis, am Lago maggiore, bey den Schätzen des Vatikans, in Virgils Vaterlande — o, da dachte ich wenig an das, was ich in unsern Sandfeldern zwischen den rauchigen Strohhütten einst treiben würde.

M. Seefeld mit Wärme. Findest du das nicht begreiflich?

Seefeld kalt. Nein!

Christian. Das ist schlimm.

Seefeld. Du bist weder Bildhauer, noch Mahler.

Christian. Auch hätte ich das nie seyn können. Die Ideale von Vollkommenheit, die ich fühle und fasse, hätten mich an Ausführung eines Kunstwerks verzweifeln lassen.

Seefeld. Gut! Du bist also Kunstliebhaber. Kannst du davon leben?

M. Seefeld. Sollten unsere Gallerien nicht alles thun, einen Mann zu besitzen, der —

Seefeld. Unsere Gallerien sind besetzt.

M. Seefeld. Muß es denn hier seyn?

Seefeld. Auswärts sind dieselben Verhältnisse. Doch sey es einst auswärts. — Wovon lebt er bis dahin?

M. Seefeld. Leben! leben! Noch sind wir da.

Seefeld. Er hat Geschwister. — Kurz von der Sache zu reden, du mußt aufhören in den Künsten zu schwelgen — denke an Erwerb!

Christian widrig. Erwerb!

Seefeld. Erwerb — ja, mein Sohn. Ich mußte auch daran denken, sonst hättest du nicht reisen können.

Christian. Nun denn — wie soll ich erwerben?

Seefeld. Für deinen Bruder Ludwig ist ein Titel gesucht, womit er ohne Sold sich herum treibt.

Christian. Da hat man ihm nicht gut gerathen.

Seefeld zu M. Seefeld. Hörst du das? Zu Christian. Ich war ein Narr, und that, warum man mich quälte.

M. Seefeld. Unter dem »man« bin ich verstanden.

Seefeld. Du hast die Rechte studiert. — Vor der Hand, bis du bekannt bist, und eine Stelle findest, rathe ich dir zu advociren.

Christian. Gott bewahre mich.

M. Seefeld. Das fehlte noch.

Christian. Zwischen Elend, Chikane und Bosheit meine Kräfte abwetzen — unter Flachköpfen leben und den Schneckengang der Formalität nach kriechen? Nein, das thue ich nicht.

Seefeld. Gewiß nicht?

Christian. Gewiß nicht.

Seefeld. Und einen Weg, etwas zu erwerben, den du gehen möchtest, kannst du mir nicht vorschlagen?

Christian. Ich weiß nichts.

Seefeld. Gut.

M. Seefeld. Bedenke doch nur —

Seefeld. Ich habe jetzt alles und von jeder Seite bedacht, wovon du nie etwas bedacht hast — was ich leider zu spät bedacht habe. Er geht auf und ab. Ich bin heftig, und das darf ich jetzt nicht seyn. Bey kälterem Blute will ich euch allen meinen bestimmten Willen sagen — Indeß wollte ich, du hättest mitten in den Entzückungen, welche dir die Villa Medicis und der Lago maggiore darboten, daran gedacht — daß deine Mutter Wittwe werden, und dann die Unterstützung ihrer Söhne brauchen kann. Geht ab.

Siebenter Auftritt.

Mad. Seefeld. Christian.

Christian. Mein Vater ist verdrießlich geworden, seit wir getrennt sind.

M. Seefeld. Wer muß es mehr empfinden, als ich? — Indeß muß man wohl auf eine Art Erwerb denken, theils seinetwegen, aber auch deinetwegen, lieber Christian.

Christian. Ich will Vorlesungen halten über Sachen des Geschmacks.

M. Seefeld. Gratis ja, aber für Geld — das leidet meine Ehre nicht. Rasch. Ey wie wäre es denn, — da kommt mir ein Gedanke — ein origineller Gedanke. Und sind nicht oft die schnellen Ideen die besten? Unser alter Hausfreund, der Stabschirurgus Rechtler —

Christian. Lebt er noch, der alte, ehrliche weitläufige Patron?

M. Seefeld. Ja. Seine Töchter sind heran gewachsen. Beide hübsch, steinreich beide — Rechtler ist dein Pathe — Rechtler liebt Gemählde — du bist ihm neu — gefällt dir eine von den Mädchen, so sehe ich es für eine ausgemachte Sache an.

Christian. Reich sind sie, das ist wahr.

M. Seefeld. Du bist dann Herr für dich, brauchst nicht suchen Cour zu machen, und kannst den edelsten Kunstgefühlen Genüge leisten. — Mein Sohn, besuche sie — gieb dir ein gewisses warmes Gefühl für den Vater, weil er dein Pathe ist. Er hat keinen Sohn, so was fügt sich oft sonderbar. Thue alles, was die Leute gewinnen kann.

Christian. Ich will gleich hingehen.

M. Seefeld. Je eher je lieber.

Christian. Kommt es zu Stande, so ziehe ich wieder nach Italien — denn hier ist es für mich nicht mehr zum Aushalten, das sehe ich wohl.

M. Seefeld. Und das fasse ich so sehr — Thue was zur Sache gehört — eile, ich bitte dich.

Christian. Ich gehe hin, Mama. ab.

Achter Auftritt.

Mad. Seefeld allein.

Ich muß es durchsetzen. Meine Erziehung lasse ich nicht meistern; weder in den Grundsätzen noch in den Folgen.

Neunter Auftritt.

Mad. Seefeld. Ludwig.

Ludwig. Christian ist nicht hier?

M. Seefeld. Zum alten Rechtler. — Du bekümmerst dich wenig um ihn.

Ludwig. Er kommt gerade zu einer Zeit, wo ich — nicht in der besten Laune seyn kann.

M. Seefeld. Sey doch ruhig, dein Vater übernimmt die Schuld.

Ludwig küßt ihr die Hand. Das danke ich Ihrer Güte.

M. Seefeld. Mach mir nur Ehre, so bin ich belohnt.

Ludwig. O das sollte nicht fehlen. Aber wenn die Seele unter einem Drucke seufzet —

M. Seefeld. Erkäre dich, was ist das?

Zehnter Auftritt.

Vorige. Rechtler.

Rechtler. Ey der Tausend, — da will ich hören, es sey mein Pathe, der Christianus wieder dahier angekommen.

M. Seefeld. Denken Sie nur, er ist schon zu Ihnen hin.

Rechtler. In meine Behausung? Nun wie ist denn der Knabe von Statur worden?

M. Seefeld. Fast geblieben, wie er war.

Rechtler. Wie er war? Hm! *setzt sich.* Ja das Wälschland ist ein heißes Land, welche

Hitze den Körper vermindert, oder doch dessen Zunahme widerstreitet. Indem die Fluida von der Sonne ein merkliches angegriffen werden.

M. Seefeld. Und die schönen Sachen, die er mitgebracht hat.

Rechtler. Doch auch Lavam? — hat er Lavam Vesuvii mit anher gebracht?

M. Seefeld. Ich zweifle nicht.

Rechtler. Nur den Vesuvium hätte ich sehen mögen; wäre auch noch hingereiset, wenn ich den beiden Mädchen mit der Gartenbestellung trauen könnte, und die Patienten —

M. Seefeld. Ja, es ist ein Wunder der Natur.

Rechtler. Ey bey Leibe! die Natur hat keine Wunder. Der Berg Vesuvius ist zu betrachten —

M. Seefeld. Als ein feuerspeyender Berg —

Rechtler. Als ein Körper. So wie der menschliche Körper sein Leben und Bewegung hat, erhält und besitzet, vermittelst des Blutes, also mag man sagen, eben wie in den Adern das Blut im menschlichen Körper hin und her gehet, eben also gehen durch den Boden Feueradern, die mit dem Vesuvio in Connexion sind. Ja, es kann dieser Vesuvius von diesem Feuerkörper als die Herzkammer oder das Haupt angesehen werden. Also —

M. Seefeld. Das ist eine recht klare Idee.

Rechtler. Also daß ich sagen möchte: eine Eruption — ein Feuerauswerfen des Bergs Vesuvii ist zu nehmen, zu betrachten und zu halten, wie bey denen Menschen das

Nasenbluten. Wie dieses von Abundantia Sanguinis her rühret, also jenes von Abundantia oder Ueberfluß des Feuers. Ja — es können hier — er steht auf, und pocht mit dem Stock auf den Boden — hier unter uns Adern bis hin zum Vesuvio gehen! Ja!

M. Seefeld. Wird mein Sohn nicht eine Freude haben, Ihnen das alles zu erzählen!

Rechtler. Dieß nicht. Denn es gehört ad Historiam Naturae, worauf ich im Patent angewiesen bin, sie zu wissen. Aber andere Sachen, als von denen alten Götzenbildern, dem Capitolio und von gemahlten Sachen, da kann er mir erzählen. Ich will auch gleich — obwohl ich eigentlich mit Ihnen einen Discurs zu führen hätte, dennoch heim gehen.

M. Seefeld. Ich kann meinen Sohn holen lassen.

Rechtler. Nein. Ich will dem Menschen doch auch meine indeß angeschafften Kugelbüchsen, Tulpenzwiebeln und Praeparata zeigen. Derweilen empfehle ich mich.

M. Seefeld. Auf Wiedersehen — und baldiges Wiedersehen!

Rechtler. Ehebaldigst. Es soll mich doch verlangen, was aus dem Christiano geworden ist. ab.

Eilfter Auftritt.

Vorige, ohne Rechtler.

M. Seefeld. Dem Himmel sey Dank, daß er fort ist! Was hast du?

Ludwig. Ach! wenn es leicht zu sagen wäre, so wüßten Sie es lange schon.

M. Seefeld. Du ängstest mich.

Ludwig. Ach, Mama! Sie werden mich hassen.

M. Seefeld. Hassen? — Ludwig — werde ich dich nicht einmal bedauern können?

Ludwig. Ist der nicht ein Gegenstand des Mitleids, der die Liebe einer solchen Mutter verlieren muß?

M. Seefeld. Mein Kind! gerührt. So rede doch! Du wendest dich an einen Richter, der gerne verzeiht.

Ludwig. Ja, das macht mir Muth! Ich will reden. Sanfte Empfindung, Zärtlichkeit — ist es nicht das Erbtheil meiner guten Mutter? Ich bin nicht weise mit diesem Schatze umgegangen. Zufall, Schönheit reitzten mich — ich liebe — eine Müllerstochter.

M. Seefeld sehr ernst. Ludwig!

Ludwig. Dieß Mädchen hätte — ich kann es nicht verschweigen — durch ein lebendes Wesen Rechte auf mich, wenn sie meines Standes wäre.

M. Seefeld zornig. Was ist das?

Ludwig. Sie hassen mich?

M. Seefeld. Ich verabscheue dich!

Ludwig. So bin ich verloren, so ist mir das Leben verhaßt. Ich — werde Rath schaffen — Nur das unschuldige kleine Wesen sey Ihnen empfohlen. Geht.

M. Seefeld. Ludwig!

Ludwig kehrt um.

M. Seefeld. Was soll ich thun? — Ich müßte dir nicht verzeihen, und — kann dich doch nicht trostlos gehen lassen.

Ludwig. Sie geben mir das Leben wieder.

M. Seefeld. Hätte ich nur nicht deine Heirath schon negotiirt, und bey dem guten Anscheine davon gesprochen!

Ludwig. Das weiß das Mädchen.

M. Seefeld. Das gilt gleich.

Ludwig. Sie macht Ansprüche —

M. Seefeld. Die du doch nicht erfüllen wirst?

Ludwig. Nein, aber —

M. Seefeld. Möchte die alberne Dirne sich doch andere Träume noch in den Kopf gesetzt haben!

Ludwig. Aber sie ist kühn —

M. Seefeld. Und ich bin fest.

Ludwig. Sie wird Stürme wagen, die uns in Verlegenheit setzen können.

M. Seefeld. Eine Müllerstochter? Alle Ungemächlichkeiten sind ihr doch ersetzt?

Ludwig. Davon hat sie nie etwas wissen wollen.

M. Seefeld. Das muß sie, das muß sie. Sorge dafür! zwinge sie dazu.

Ludwig. Eben ihre höhern Ansprüche —

M. Seefeld. Daß ich davon nie höre! nie! Dieß zu endigen und diese Unannehmlichkeiten zu ebnen, das sey deine Strafe. Da — nimm den Ring. Er ist hundert und funfzig Thaler werth — er mag verloren seyn — nur daß du dem Geschöpf an Generosität nicht nachstehest.

Ludwig. Sie thun viel, aber dennoch fürchte ich, es wird —

M. Seefeld. Fürchten? fürchten? Bring die Sache zu Ende. Um vier Uhr

verlange ich einen schriftlichen Revers, daß sie zu Ende ist. Jetzt gehe — und — wenn du fürchten willst, so fürchte mich. Ich habe dir den Fehler der Jugend und Leidenschaft verziehen — den Mangel an festem Charakter würde ich dir nicht verzeihen — Keine Einwendung — geh und handle!

Ludwig geht ab.

Zwölfter Auftritt.

Mad. Seefeld allein.

Ich hätte ihn nicht so leicht wegkommen lassen sollen. Aber was thut man nicht, um das Vertrauen der Kinder in den Jahren zu erhalten, wo so viele glauben, gar keine Rechenschaft schuldig zu seyn!

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld.

Seefeld. Sprichst du mit dir selbst?

M. Seefeld. Das ist um nichts schlimmer, als mit dir; denn von dir erhalte ich auch keine Antwort.

Seefeld. Jetzt werde ich auch handeln müssen, ohne dir zu antworten. — Im allgemeinen will ich dir nur sagen, ich muß die Fehlschritte wieder gut machen, die in der Erziehung meiner Kinder gemacht sind.

M. Seefeld. Fehlschritte? Ich habe sie erzogen.

Seefeld. Das war der größte Fehlschritt meines Lebens.

M. Seefeld. Undankbarer Mann!

Seefeld. Heiße mich lieber einen schwachen, albernen Mann.

M. Seefeld. Und was soll nun auf einmal noch geschehen, daß alles anders wird?

Seefeld. Alles soll aufhören zu scheinen, alles soll seyn. Keines von meinen Kindern soll für klüger, für weiser, für besser gehalten werden, als es ist. Niemand von uns soll für reicher gehalten werden, als er ist. Darauf will ich all meine letzte Kraft und alle Gewalt verwenden.

M. Seefeld. Was ist das?

Seefeld. Keine Scheinmenschen, keine Scheinhaushaltung soll mehr seyn — alles Wirklichkeit. Willst du das so mithalten?

M. Seefeld. Ich werde meine Sorge fortsetzen, wie bisher; niemals aber werde ich mein Wort und mein Ansehen zu Thorheiten hergeben, die uns alle lächerlich machen.

Seefeld. Bey Gott! Du hast mich lächerlich gemacht, und deine Kinder unglücklich.

M. Seefeld. Warum hättest du das nicht früher gesehen, wenn es wäre?

Seefeld. Als ich jung war und leichtsinnig, hat dein Geist mir die Herrschaft entrissen, und deine Liebenswürdigkeit lieh dem Unrecht eine glänzende Außenseite. Als meine Kinder klein waren, war dein Einfluß unmerklicher, deine Grundsätze unschädlicher. Als meine Kinder erwachsener wurden, war ich in Arbeit begraben und von Gewohnheit betäubt. Jetzt, da meine Kinder Männer sind, und leben wollen, und überall verschlossene Aussicht haben, und mir das Grab nahe ist — kein Reitz mich mehr betäubt; jetzt bin ich fürchterlich erwacht — jetzt will ich den Schutt aufräumen, noch retten, was zu retten ist, und dich fragen, bitten, beschwören, hilf mir die Last leichter machen, die auf meinem Herzen ruht, und mich zum elenden Menschen macht.

M. Seefeld. Jetzt, da du die Flecken, die unmerklich sind, die Hindernisse, die zu übersteigen sind, zu Lastern und Unglück machst, mich zu einem elenden Weibe herabwürdigest, jetzt will ich auf meinen Grundsätzen ruhen, mir selbst Gerechtigkeit geben, und sagen, daß ich stolz auf meine Erziehung bin, und daß ich, was ich aus System gethan habe, nicht und um keinen Preis ändere.

Seefeld. Wir sind nicht mehr jung; es ist nicht aus Laune, wenn wir uns entzweyen — überlege es. Willst du nachgeben?

M. Seefeld. Nein! nein!

Seefeld. Nun gehe ich meinen Weg standhaft. Geh du den deinen, wie du willst und kannst.

M. Seefeld. Mach nicht, daß ich es bereue, daß ich irgend einen Weg jemals mit dir gegangen bin.

Seefeld. Beweinen muß ich es, daß meine Liebe sich zu einem Weibe wendete, die Mann und Kinder ihrer Belesenheit opfert.

M. Seefeld. Beweinen muß ich es, daß ich mich an einen Mann hingab, der muthwillig die Talente seiner Kinder unterdrückt, da er sie heben könnte, und das redliche Bemühen einer sorgsamen Mutter mit Kälte und Undank lohnt. ab.

Seefeld. Unselig ist der Mann, der eine Hausfrau sucht, und findet — ein gelehrtes Weib. ab.

Dritter Aufzug.

Das vorige Zimmer.

Erster Auftritt.

Sophie ist im Zimmer. Mad. Seefeld kommt dazu.

M. Seefeld. Wo ist dein Vater?

Sophie. Hier neben im Zimmer.

M. Seefeld. Soll ich dich immer ohne Beschäftigung finden?

Sophie. Meine Empfindung ist so sehr mit der Zukunft beschäftigt.

M. Seefeld. Was willst du hier?

Sophie. Mit dem Papa sprechen, weil Sie mich nicht hören wollen.

M. Seefeld. Das hat keine Eile. Sey so gut und geh. —

Zweyter Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld.

Seefeld. Was ist das für ein lauter Wortwechsel?

Sophie geht ab.

M. Seefeld. Es scheint, deine Grillen gehen in noch sonderbarere Handlungen über. Hast du den Bedienten abgeschafft?

Seefeld. Ja.

M. Seefeld. Warum?

Seefeld. Dir ein Beyspiel zu geben, daß die Kammerjungfer überflüssig ist.

M. Seefeld. Und welche Bedienung sollen wir künftig haben?

Seefeld. Die, welche unmittelbar nöthig ist.

M. Seefeld. Wir haben keine Schulden.

Seefeld. Wir wollen keine machen.

M. Seefeld. Wir haben ansehnliche Besoldung —

Seefeld. Und doch nichts gespart.

M. Seefeld. Das wäre jetzt auch etwas spät.

Seefeld. Besser spät als gar nicht.

M. Seefeld. Warum hast du das nicht früher bedacht?

Seefeld. Leider, leider, leider!

M. Seefeld. Wir haben bisher so gelebt.

Seefeld. Das war unrecht.

M. Seefeld heftig. Wir sind eines Standes, der erfordert —

Seefeld. Daß wir keines höhern Standes scheinen wollen.

M. Seefeld. Ein geheimer Secretär hat den Rang eines —

Seefeld. Bürgerlichen Staatsdieners.

M. Seefeld. Man möchte von Sinnen kommen!

Seefeld. Daß man so spät zu Sinnen kommt? allerdings.

M. Seefeld. Ohne Wortspiel — was ist der Zweck deiner Neuerungen?

Seefeld. Unterhalt meiner Kinder.

M. Seefeld. O sie haben bisher gelebt —

Seefeld. Witthum für meine Frau.

M. Seefeld. Ich habe mich noch nie in Rechnung gebracht.

Seefeld. Leider!

M. Seefeld. Und kann mich auf meine Kinder verlassen.

Seefeld. Nein!

M. Seefeld. Wird denn alles im ganzen Hause nach dem Maßstabe verändert?

Seefeld. Alles.

M. Seefeld. Um das Mährchen der Stadt zu werden?

Seefeld. Bisher waren wir das auf eine theure Weise; jetzt wollen wir es auf eine wohlfeile Weise werden.

M. Seefeld. Treib mich nicht aufs äußerste.

Seefeld. Ungern.

M. Seefeld. Du weißt von jeher, ich war entschlossen.

Seefeld. Ich war es leider nicht.

M. Seefeld. Ich setze durch, was ich anfange.

Seefeld. Von nun an ich auch.

M. Seefeld. Du solltest lieber die ganze Haushaltung in eine Quakerfamilie verwandeln.

Seefeld. Ihr Fleiß, ihre Sparsamkeit und Gutmüthigkeit soll die Grundlage meines Systems werden.

M. Seefeld. Man wird mit Fingern auf uns deuten.

Seefeld. Die ersten acht Tage.

M. Seefeld. Und wie das alles mit den reichen Kleidern, den schönen Möbels

kontrastiren wird! wie sich das so allerliebst vereinigen lassen wird!

Seefeld. Wenn sich es nicht vereinigen läßt, so müssen reiche Kleider und schöne Möbels fort.

M. Seefeld. Was?

Seefeld. Fort.

M. Seefeld. Daß wir Bankerotierer scheinen?

Seefeld. Daß wir keine werden.

M. Seefeld. Das geht zu weit. Träume dir eine Welt, wie du willst, aber wenns zum Ausführen kommt, so vergiß nicht, daß ich einen Willen habe.

Seefeld. Der von meinem Willen geleitet seyn muß.

M. Seefeld. — Ist das der Mann, der sich so sehnlich um meine Hand bewarb?

Seefeld ernst. O Gott! Du warest ein liebenswürdiges Mädchen!

M. Seefeld. Der mich mit tausend Thränen gebeten hat, die Seinige zu werden?

Seefeld. Darin liegt eben das Unglück, darum bist du die Tyrannin meines Herzens geworden, statt daß du der Trost meines Herzens seyn solltest.

M. Seefeld. Ich muß mir also sagen, daß Außenseiten, die zufällig deinem Ideal entsprochen haben, diese Jahre her etwas über dich vermochten, daß sie verschwunden sind, und daß nun —

Seefeld. Daß nun nichts meine Ueberzeugung besticht. Ich wende mich an deine Vernunft, an dein Herz. Laß uns das Heil unserer Kinder schaffen, so gut es — so spät — noch geschehen kann. Karoline! laß uns unsern Bund erneuern, die

unlautern Leidenschaften ruhen. Gegenseitige Dankbarkeit und Achtung sollen ihn heiligen, er ist um so edler.

M. Seefeld. Achtung? Ich dächte wohl, ich hätte von alten Zeiten auf Achtung Anspruch zu machen — und auf Dankbarkeit.

Seefeld wehmüthig. Karoline!

M. Seefeld. Und Billigkeit würde sie mir gewähren. Aber zur Billigkeit gehört ein edlerer Sinn als der, einer Frau zu sagen, daß mit der Gewalt der Reitze die Rechte der Natur sich mindern oder aufhören.

Seefeld nach einer Pause. Karoline! — Die Erschütterungen des Herzens sind in meinen Jahren nicht mehr wohlthätig. — Du hast mich vor das Bild einer fürchterlichen Zukunft geführt — Geh — vielleicht daß mit

deiner Entfernung dieser Augenblick mir aus dem Gedächtnisse kommt!

M. Seefeld. Ich sehe, ich kann mich nur auf die Rechte verlassen, welche die Gesetze mir erhalten. — Ich erinnere dich also in Zeiten, daß ich diese ganz gebrauchen werde. Geht ab.

Dritter Auftritt.

Herr Seefeld allein.

Ja wohl habe ich um ihre Hand gefleht. Das war verkehrt, und von daher — geht alles verkehrt.

Vierter Auftritt.

Herr Seefeld. Ludwig.

Ludwig. Sie haben befohlen, daß ich kommen soll.

Seefeld. Dir ein- für allemal zu sagen, daß du mir ganz und gar mißfällst.

Ludwig. Sie werden so gütig seyn, Sich zu erklären, warum?

Seefeld. Dein Betragen ist ohne Ernst, deine Arbeiten sind ohne Fleiß.

Ludwig. Ich bin jung.

Seefeld. Der weitste Weg ist noch vor dir.

Ludwig. Die Arbeiten — lieber Himmel — die haben ihren von uralten Zeiten angewiesenen Gang. Man hat zu beiden Seiten Geländer, und trabet so fort.

Seefeld. Die Räthe klagen über dich.

Ludwig. Weil mein Rock einen andern Schnitt hat, und meine Schnallen eine andere Form.

Seefeld. Es sind Leute von Verdienst dabey.

Ludwig. Nun ja, von Tagelöhner-Verdienst.

Seefeld. Thörichter Mensch! — Dem Fleiße, dem eisernen Fleiße dieser treuen Arbeiter danken seufzende Parteyen das Ende ihrer Prozesse. So wie sie sollst du werden; du sollst der Menschheit dienen — mit saurer Mühe dienen, oder du sollst wissen, daß ich den Muth habe, dich da wegzunehmen, und vor der Welt deine Unfähigkeit zu erklären.

Ludwig. Wenn ich, ohne Sie zu erzürnen, die Wahrheit sagen darf, so sehe ich

nicht, was ich verlöre, wenn ich statt, mit meinem Titel in dem Gerichtshofe ohne Sold zu fröhnen, mit meinem Titel ohne Sold zu Hause bliebe.

Seefeld. Du hast Recht. Ein Thor war ich, daß ich mich treiben ließ, diesen Titel für dich zu suchen. Kindlich wäre es gewesen, mein Unrecht mir nicht vorzuwerfen. Aber Unrecht hast du, zu vergessen, daß du in meinem Sold stehst und also arbeiten sollst.

Ludwig. In Ihrem Sold — Sie sagen das mit einer besondern Bitterkeit. Sind Sie nach philosophischen Begriffen —

Seefeld. Ja ja! Eure Philosophie ist ein Wegweiser, der sich wenden läßt nach jeder Straße, die euch gemächlich dünkt. Ich wünsche nur, daß alles das, was ihr jetzt philosophische Begriffe nennt, uns nach

gerade nicht um die ehrlichen Begriffe bringen möge. Mit Einem Worte, du bist ein schlechter Arbeiter, und deshalb setze ich das, was du von mir bekommst, auf die Hälfte herab, bis du verdienen wirst, es ganz wieder zu erhalten.

Ludwig. Diese Hälfte läßt sich indeß verwenden, meinem Bruder das Studium der Antiken zu belohnen. Geht ab.

Fünfter Auftritt.

Herr Seefeld allein.

Ach, wenn ich doch nur Zorn haben könnte! — aber ich möchte herzlich weinen. Ich fürchte, der Versuch, mein Haus auf den Weg der Ordnung zu bringen, wird mir das Leben kosten.

Sechster Auftritt.

Herr Seefeld. Heinrich.

Seefeld. Komm her, Junge! ich muß wissen, was aus dir werden soll. Willst du studieren, oder nicht?

Heinrich. Nicht.

Seefeld. Was willst du denn treiben?

Heinrich. Ja — ich habe nicht daran gedacht. Eben etwas, wobey ich mich regen und bewegen muß. Lassen Sie mich zur See gehen.

Seefeld. Das ist nichts. Willst du Kaufmann werden?

Heinrich. Die Ziffern und das Griechische — das kommt auf Eins heraus.

Seefeld. Willst du Soldat werden?

Heinrich. — Reiter? ja; der sonst nicht.

Seefeld. Warum gerade Reiter?

Heinrich. Weil's geschwind geht.

Seefeld. Es hat auch Schwierigkeiten.

Heinrich. Wann könnte ich wohl anfangen zu dienen?

Seefeld. Ich will mich verwenden, ich will's nachsuchen.

Heinrich mit Feuer. Papa — das Regiment kriegt nichts Schlechtes an mir.

Seefeld. Das hoffe ich.

Heinrich. Ich habe noch nichts gelesen, was ich nicht auch thun könnte.

Seefeld. Thu dein Bestes, werde brav.

Heinrich. Wie meinen Sie, daß Ihnen zu Muthe seyn wird, wenn Sie einmal

lesen: »Lieutenant Seefeld hat da mit dreyßig Mann zwey hundert verjagt;« und wenn Sie mich besuchen, und die alten Kerls machen Ihnen Platz und richten sich, weil Sie mein Vater sind. Das ist dann ein ander Ding, als wenn Sie in der Kanzley hinter meinem Stuhl her gingen.

Seefeld. Gut, gut! Du kannst es weit bringen. Aber überlege es — nun kommt erst lange Zeit der Kadettendienst —

Heinrich. Gemeiner! nichts Kadet!

Seefeld. Es ist mir um so viel lieber. Aber das späte Avancement?

Heinrich. Nein, nein, nein! Ich avancire bald; den ganzen Tag will ich etwas thun. Jeden Hügel wie eine Batterie, jeden Trupp Pferde wie ein Detachement ansehen, und immer denken, wie komme ich dem Dinge bey. Nun will ich zeichnen ler-

nen — mit den alten gedienten Bärten reden; und lernen — lernen wo zu lernen ist. Giebt's Krieg — hoho — da bin ich gleich bekannt. Bleibt's Friede — je nun, so muß mir doch mein ganzer ehrlicher Wille so zu Statten kommen, und wenn der General uns ansieht, so aus den Augen blitzen, daß er gezwungen wird, dem König zu sagen: »Ew. Majestät, da sehen Sie den Kerl, so hat das Regiment keinen mehr!« Lassen Sie mich machen, Papa! — Die Bauern sollen sich bey meinem Namen noch oft genug einen Rausch antrinken.

Seefeld. Und wenn ich dann einst lese — »Da und da ward der brave Seefeld zusammen gehauen?«.

Heinrich. Ey habe ich denn darum nicht alles das gewollt, was ich jetzt sage?

Seefeld. In Gottes Namen denn! du mein Letztgeborner streite für dein Vaterland und deinen guten König. In Sieg, in Tod und Ehre hast du deines Vaters Segen — Amen.

Heinrich. Vater — ich kann nicht weinen — aber die Augen brennen mich, und es wird mir enge auf der Brust. — Ich verspreche es Ihnen in die Hand — ich thue bräv.

Seefeld. Und sey menschlich!

Heinrich. Das versteht sich. — Nun sprechen Sie heute noch mit dem Herrn General?

Seefeld. Heute noch.

Heinrich. Jetzt soll es ganz anders gehen, als bey der Grammatik. Ich bin so froh. Bin ich denn nicht gewachsen, seit ich mit Ihnen spreche?

See-

Seefeld. Du bist mehr, als ich geglaubt habe.

Heinrich. Wollen Sie so gut seyn, und es der Mama sagen? Sie setzt die Reden so spitz — dann bin ich kaput. Er geht. Und von nun an darf mich niemand mehr kaput machen. Ab.

Siebenter Auftritt.

Herr Seefeld. Rechtler.

Rechtler. Ey, da ist ja der Amicus.

Seefeld. Guten Tag, ehrlicher Rechtler!

Rechtler. Warum drückt ihr mir also die Hand?

Seefeld. Ha!

Rechtler. Die Cholera?

Seefeld. Nicht doch! ich habe eben dem König einen braven Rekruten gegeben — mein Heinrich wird Kavallerist! Der Mensch wird gewiß brav.

Rechtler. Will denn sein Ingenium da hinaus?

Seefeld. Zum Sitzen taugt er nicht, und Feuer hat er — in Gottes Namen denn.

Rechtler. Alpha und Omega — Ja das muß bey jedem menschlichen Unternehmen das Fac totum seyn. Wenn aber der Mensch nicht studieren will, wollte ich, ihr machtet meines gleichen aus ihm; einen Chirurgum, und dann einst mit Gottes Hülfe einen Staabs-Chirurgum.

Seefeld. Lieber Freund —

Rechtler. Keinen bessern Pflug kann man treiben. Nehmet selbst — Dem Menschen ist nichts lieber als das Leben. Hat nicht unser einer, vermöge seines Wissens, quasi den Kapitalschlüssel zur Lebensthür.? Ergo —

Seefeld. Das ist ganz gut, aber —

Rechtler. Ganz gut? Sehr gut! Ergo — indem ich Herr und Corrector der menschlichen Gebrechen bin — werde ich nach und nach entweder aus der Patienten Dankbarkeit oder Angst — Herr ihres Willens. Begriffen?

Seefeld. O ja!

Rechtler. Armer Patienten Wille ist — das Himmelreich. Nun, die Assignationes dahin geben einen festen Tritt und guten Schlaf. Reicher Patienten Wunsch und Wille ist — die Zeitlichkeit cum Annexis

von Küche, Keller et caetera; wie ich dergleichen reicher Patienten Willen bis in meinen Beutel, Keller und Zimmer leiten kann, und merito vermöge meines Fleißes leite — das besagen meine Capitalia, Fuderfässer und Mobilia — Ergo hätte ich dem Henrico gewünscht, er möge — Lebens-Kapitalschlüsselverwalter — heißt Chirurgus, werden.

Seefeld. Ja, wenn sein Ingenium dahin wollte, hätte ich mir euch zum Führer erbeten.

Rechtler. Hätte mich angeboten. Hm, hm! Amicus! Eurer Kinder Ingenia sind gar besonders geführt.

Seefeld. Das weiß Gott!

Rechtler. Seht ihr's ein? Kommt euch der Glaube? Ich habe es euch oft gepredigt. Salvavi Animam. Da ist der Christianus,

Ein feiner Mensch, aber zu fein. Er ist bey mir gewesen.

Seefeld. Wie findet ihr ihn?

Rechtler. Absonderlich. Ich muß sagen, er hat mir zu keiner Zeitkürzung gedient. Auf alle meine Fragen — ja und nein. Keine Descriptiones — keine Deutlichmachung. Mit Einem Wort, er lebt nicht allhier, sondern in Wälschland.

Seefeld. Das fürchte ich.

Rechtler. Mag seyn, daß die Antiken seinen Geist einnehmen, wie er verlauten läßt; aber er hätte mich doch für eine lebendige, nicht berühmte, aber gute Antike ansehen mögen, die ihn noch dazu über die Taufe gehalten hat.

Seefeld. Er hat dich immer lieb gehabt.

Rechtler. Vor meinen Töchtern — die gleichwohl saubere honette Kinder sind — stand er da, schlug die Arme unter, und gähnte; das hat mich geärgert. Und denket doch, der Hektor schien ihn noch zu kennen, er kam unter dem Ofen hervor — der alte Hektor, und wedelte ihn freundlich an — er aber wußte nichts mehr von ihm, und hat ihn doch viel hundertmal lassen über den Stock springen.

Seefeld. Ja ja, seine Reisen haben den Kopf bereichert, aber sonst —

Rechtler. Was soll er nun hier bey uns prakticiren?

Seefeld. Davon ist die Rede.

Rechtler. Wollt ihr meinen Rath haben? Ich ließe das träge Roß brav im Sandfelde traben, id est: scharf und viel arbeiten. Ich würde ihm sagen — »Mi

Fili Christiane, du kleidest deinen Leib, du deckest deinen Tisch von nun an selbst. Es ist nicht vonnöthen, daß ich es thue, es seye denn, du werdest krank, wovor dich Gott bewahre!«

Seefeld reicht ihm die Hand. Das soll geschehen.

Rechtler. Denn wohin soll es mit euch, Amice? Ihr rafft alle Arbeiten zusammen und quält euch zu Tode, mit Dingen, die nicht in euern Dienst gehören, um Geld zusammen zu scharren, was die Filii vertragen. Das geht nicht mehr. Euer Puls ist ungleich — eure Kräften nehmen ab — euer Blut war neulich schwarz; also lasset nach. Es wird Abend mit euern Lebenstagen — Setzt euch an die Thüre, sehet in das Weltgetümmel hinaus, und ruhet.

Seefeld. Ich wäre mir es wohl schuldig.

Rechtler. Euch und den Euern. Denket, was ist es doch, wenn einmal an einem heißen Nachmittage zwischen den Aktenstößen euer Leichnam zusammen fiele. Nicht doch! Spannet bey Zeiten aus — und will die junge Welt des Lebens pflegen — so hebe sie den Karren auf und spanne ein. Das wäre so mein freund-heilsamer, medicinisch-christlicher Rath bey der Sache, Amice! reflektiret darauf. Geht. An der Thüre begegnet ihm

---

Achter Auftritt.

Mad. Seefeld. Vorige.

M. Seefeld. Man sucht dich —

Seefeld. Wer?

M. Seefeld. Der Herr Kanzellist.

Seefeld geht ab.

Neunter Auftritt.

Rechtler. Mad. Seefeld.

M. Seefeld. Nun — kann ich es doch kaum erwarten, bis ich Sie sehe — Was sagen Sie zu meinem Christian?

Rechtler altmodisch höflich. Hm! Eine feine Person!

M. Seefeld mit Bedeutung. Es hat ihm sehr bey Ihnen gefallen.

Rechtler. Viel Ehre.

M. Seefeld. Nur zu sehr, denke ich.

Rechtler. Wie so?

M. Seefeld. Das hübsche Julchen! in Einem weg spricht er von ihr.

Rechtler. Das sollte ich kaum meinen.

M. Seefeld. Ja, es ist sehr begreiflich, daß ein junger Mensch von ihrem in-

teressanten Wesen sich schnell eingenommen fühlt.

Rechtler. Nun, ich muß sagen, das Kind ist bey Gott und Menschen beliebt.

M. Seefeld. Sie haben ihr eine treffliche Erziehung gegeben.

Rechtler. Geradeweg. Frische Farbe und ein gutes Herz hat sie von Gott. Gute Haushaltungs-Principia, eine firme Kanzleyhand, eine vernehmliche Lesart hat sie von mir. — Nun stehe ich denn da, und warte den Käufer ab, der mir Waare abnehmen wird.

M. Seefeld. Da möchten Sie wohl nicht lange warten dürfen, wenn's nur darauf ankäme.

Rechtler. Nun freylich ist mir nicht jeder Käufer recht.

M. Seefeld. Ach, ich habe lange eine Lieblingsidee gehegt — gerade heraus gesprochen, gerader Mann — Was würden Sie wohl von meinem Christian sagen?

Rechtler. Als Käufer?

M. Seefeld. Als Sohn.

Rechtler. Könnte ihn nicht acceptiren.

M. Seefeld erstaunt. Nicht?

Rechtler. Ich habe darüber meine besondern Ideas. Die sich so viel mit den Statüen abgeben — haben kuriose Einfälle, die denn, ab und an, wunderliche Principia veranlassen; aus denen nicht ein antiquer sondern ein moderner Ehestand folgt.

M. Seefeld. Haben Sie sonst keine Einwendung?

Rechtler. Mein Kind geht geradeweg, weiß nicht auszubiegen, und die Weltmänner wollen fein gefaßt seyn.

M. Seefeld. Darüber seyn Sie ruhig. Darüber —

Rechtler. Habe ich absonderliche Experimenta gemacht. Dann wollte ich wohl, es käme so ein wohlhabender Pachter, oder deß etwas.

M. Seefeld. Das ist eine Grille.

Rechtler. Jede Frucht will in ein Land gesetzt seyn, wo sie gedeihen kann. Sollte ich aus unserer Stadt dem Mädchen einen Mann suchen? Nein! unsere Stadt hat keine Jugend.

M. Seefeld. Wie soll ich das verstehen? bey der Menge junger Leute?

Rechtler. Junge Leute? Jung nach dem Taufschein, aber uralt an Lebenskräften; und die Seele geht mit dem Körper.

M. Seefeld. Das ist wahr, aber —

Rechtler. Ja, ja! Ich entsetze mich manchmal, wenn ich so meine Pfeife rauche, und sehe diese Wesen in anderthalb Elle Tuch geschnürt, auf den unsichern Knöchelchen über die Gasse hin stolpern! Das wäre denn allenfalls Schickung. Aber quoad intus — innerlich — ist's noch gräßlicher. Es sind Büchermännchen — ohne eigene Gedanken und Willen. Einen schönen Morgen gähnen sie an, und wenn ihnen ein hübsches Mädchen vor die zwey gläsernen Auxiliaraugen kommt, -- gehen ihnen die Augen über. Sie spenden dumme giftige Reden an sie aus — und schlafen ein über ihrem bösen Willen. Nun frage ich, was mag doch ein wackeres Mädchen mit so einem Titularmann anfangen?

M. Seefeld kaum an sich haltend. Und so, wie Sie da einen Menschen beschreiben, so finden Sie meinen Christian?

Rechtler. Was das Böse anlangt, — konnte ich es zur Zeit noch nicht von ihm sagen; aber was das Langweilige anlangen will, allerdings. Dann — Sie nehmen's nicht übel, hat der Christianus keinen festen Fuß in der Welt.

M. Seefeld. Was heißt das?

Rechtler. Keine Bestimmung für Kleidung, Nahrung und Wohnung. Sein Wissen ist eines reichen Mannes Wissen. Lebte er von meiner Tochter Gelde, so könnte das Mädchen einen Uebermuth bekommen, und alles, was ich so schön gezogen habe, könnte in einen wilden Auswuchs übergehen. Mithin lassen wir die Gedanken fahren.

M. Seefeld. Allerdings! wenn Sie die Mamsell Tochter weggeworfen glauben.

Rechtler. Ich hoffe, Sie sollen deshalb keinen bösen Animum gegen mich und mein Julchen hegen.

M. Seefeld kurz. Ganz und gar nicht.

Rechtler. Es wäre mir leid, wenn mir derohalben bey meinem alten guten Freunde das Pfeifchen in der Abendstunde nicht sollte vergönnt werden, denn ich bin ein wahrer Freund von dem alten Knaben.

M. Seefeld. O, das haben Sie bewiesen.

Rechtler. Möchte es in Procinctu beweisen, wenn Sie mich sonder Heftigkeit anhören wollten.

M. Seefeld. O reden Sie nur!

Rechtler. War wirklich schon vorhin deßhalb hier — Das Kind, die Sophie, ihre Tochter ist ein scharmantes Mädchen.

M. Seefeld. Hat etwa dieß junge Mädchen auch keine Jugend?

Rechtler. Omnino, habet! Eine frische, tugendhafte Jugend; das sehe ich denn nicht allein.

M. Seefeld. Sehr vermuthlich.

Rechtler. Das sieht auch der Kanzellist Schmidt.

M. Seefeld. Was ist das?

Rechtler. Und mag es sehen, denn —

M. Seefeld. Sehen? O ja; aber das ist auch alles.

Rechtler. Denn er ist ein Ehrenmann. Aber ich merke Geheimniß in der Sache, als —

M. Seefeld heftig. Geheimniß?

Rechtler. Als heimliche Promenaden und Briefchen —

M. Seefeld. Wissen Sie das gewiß?

Rechtler. Derohalben, da ich nicht weiß, ob es Dero Plan mit sich bringt, warne ich vor Schaden, da das Feuer noch möchte zu löschen seyn.

M. Seefeld. Zu löschen? Zu vertilgen bis auf den letzten Rest, der Feuer nähren könnte! Sie schellt mit Heftigkeit dreymal hinter einander.

Rechtler. Was soll das geben?

M. Seefeld. Löschanstalten.

Zehnter Auftritt.

Henriette. Vorige.

M. Seefeld. Ruf Sophien, gleich den Augenblick.

Henriette geht ab.

Rechtler. Mit dem Sturmläuten wecken Sie meinen alten Freund.

M. Seefeld. Ich will ihn wecken, er soll sehen und hören.

Rechtler. Und den Tod davon tragen?

M. Seefeld. Ungerathenes, verächtliches Mädchen!

Rechtler. Verächtlich? das ist sie nicht. Wenn das ein Anderer von ihr sagte, dem wollte ich einen besseren Begriff inoculiren. Ich habe Ihren Mann nicht alteriren wollen, wende mich deshalb an Sie, und Sie —

M. Seefeld. Ganz recht. Ich weiß, was zu thun ist.

Rechtler. Hm! — Ich an meines alten Freundes Stelle würde längst gewußt haben, was zu thun wäre. Daß er es nicht

thut, rührt ex nimia Nervorum Sensibilitate. Da hilft aber weder Eisenfeile, noch Schwalbacher Wasser, wenn anderwärts her ein verderbtes Morale diesen Kräften entgegen strebt. Geht ab.

M. Seefeld. Alberner Quacksalber!

Eilfter Auftritt.

Herr Seefeld. Schmidt. Mad. Seefeld.

Seefeld. Herr Schmidt ist aufgefordert, mir eine Nachricht zu geben, die mich sehr beugt, und alle unsere Aufmerksamkeit fordert, um klug und gerecht zu handeln.

Schmidt. Ich mache Ihnen Kummer, das thut meinem Herzen weh. — Ich habe

nur die Beruhigung dabey, Ihnen größeren Kummer verhütet zu haben.

Seefeld. Er wendete sich oft an Ludwig, der ihn mit Spott lohnte.

M. Seefeld. Was ist mit Ludwig?

Seefeld. Ein gutes armes Mädchen wird das Opfer seiner — ach, ich entschuldige ihn, wenn ich sage, seiner Leidenschaft.

M. Seefeld. Die Geschichte weiß ich.

Seefeld. Die weißt du?

M. Seefeld. Von seiner Aufrichtigkeit, seinem kindlichen Vertrauen. Sie ist abgethan. Aber was du nicht weißt —

Schmidt. Nein, Madam, sie ist nicht abgethan; und gerade deswegen hielt ich es für Pflicht —

M. Seefeld. Pflicht? Mein Herr Schmidt, blähen Sie Sich nicht mit mora-

lischen Vortrefflichkeiten. Das Wort Pflicht ist mir verächtlich in Ihrem Munde.

Schmidt betroffen. Madam —

Seefeld heftig. Was ist das?

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

M. Seefeld. Frag deine Tochter.

Schmidt bittend. O, Madam!

M. Seefeld. Wo gehen Sie promeniren, Mamsell, wenn Herr Schmidt sich avanturiret, Sie zu begleiten; und was ist der Inhalt Ihrer geheimen Briefe?

Sophie zitternd. Daß — wir uns lieben, daß wir unglücklich sind, daß das Schicksal uns trennen wird —

M. Seefeld. Dafür stehe ich.

Sophie. Daß wir Beide unglücklich seyn werden; daß wir uns dann nie mehr sehen, und jedes für das andere beten und weinen wollen.

Seefeld. Wie, mein Herr! so konnten Sie mein Vertrauen mißbrauchen, mit offener Stirne mir gegenüber stehen, und den Mann ansehen, dessen Tochter Sie unglücklich machen wollen?

Schmidt. Meine Armuth würde sie unglücklich machen, mein Herz nicht. Madam, ich bekenne mich strafbar, daß ich in meiner geringeren Lage es wagen konnte, Ihrer würdigen Tochter Liebe zu bekennen. Zu H. Seefeld. Ach, hätten Sie mich vollenden lassen; alles wollte ich Ihnen gestehen. Sie sind ein gerechter Mann. In Ihres Sohnes Sache werden Sie für das arme

Mädchen entscheiden, Sie müssen es. Dann würden Sie auch hier der Armuth Leidenschaft nachgesehen haben — der Armuth und der Tugend. Ja, ich bin ein guter Sohn, ich arbeite mit allen Kräften — uns trennt der Rang und das Vorurtheil. Zu M. Seefeld. Ich bekenne, daß es sehr schwer ist, sich darüber wegzusetzen. Räumen Sie ein, daß die Strafe, deshalb den Gedanken an eine glückliche Stunde auf Erden aufgeben zu müssen — das Vergehen sehr hart bestraft — daß ich arm bin, und ein Herz habe. Will gehen.

Sophie. Bleiben Sie. Vater — Mutter! Wollen Sie das Herz, was nicht mehr mein ist, einem reichen Wollüstling schenken, und es einem edlen Manne nehmen? Er ist nicht reich — Wenn ich nun jedem bessern Verhältnisse entsage?

M. Seefeld. Das steht nicht in deiner Macht.

Sophie. Wenn ich nun kein glänzenderes Glück kenne, — als geliebt zu seyn? Wenn ich froh, dankbar und reich bin? zufrieden mit dem, was sein Fleiß mir erwerben kann? — Soll ich denn für die ganze Zeit meines Lebens keine Stimme haben? Keine Stimme für die Zeit, wo ich nicht den Trost habe, unter Ihren Augen zu leben?

M. Seefeld wüthend. Das kannst du hören?

Seefeld. Eine leidenschaftliche Liebe macht selten glücklich, das ist gewiß. Darum thue ich für jetzt der Sache schlechterdings Einhalt.

M. Seefeld. Für jetzt? Für immer, für ewig!

Schmidt. Vergeben Sie mir – Das Haus betrete ich übrigens nicht eher wieder, als bis auf Ihren Befehl. Geht ab.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige, ohne Schmidt.

M. Seefeld. So läßt du ihn gehen? Mehr soll er seine Nichtswürdigkeit, seine Frechheit nicht fühlen?

Seefeld. Ach!

M. Seefeld. Und das saubere — »für jetzt«; welche männliche Würde, welches Ehrgefühl!

Seefeld. Ach! trage ich nicht genug an dem Vatergefühl, von meinem Kinde hintergangen zu seyn?

M. Seefeld. Was ließ sich von der je anders erwarten?

Sophie. Nein, das Urtheil sprechen Sie nicht über mich, mein Vater. Ich lebte still und einfach für mich hin, suchte Ihnen Freude zu machen, wo ich konnte, war stolz, wenn ein freundlicher Blick mich lohnte, und klagte es nur dem blauen Himmel, wenn ich verkannt wurde. Nein, das Urtheil sprechen Sie nicht über mich.

Seefeld. Ich spreche es auch nicht.

M. Seefeld. Nicht? nicht?

Seefeld. Bey ihr ist Uebereilung und kränkendes Geheimniß — bey Ludwig — Verbrechen! Ihre Ehe hindert die Armuth, Ludwigs Ehe das Laster! Diese kann ich bedauern, jenen muß ich verachten.

M. Seefeld. Ludwigs Ehe? was soll das bedeuten?

Seefeld. Die Genugthuung, die er einem tugendhaften Bürgermädchen schuldig ist — und die er ihr, wenn sie tugendhaft ist, geben soll, oder mein Angesicht meiden auf ewig.

M. Seefeld. Nun und in Ewigkeit nicht —

Seefeld. Sie hat einen Vater —

M. Seefeld. Sie ist mit allen ihren Ansprüchen abgekauft.

Seefeld. Kannst du die Thränen einer verzweifelnden Mutter abkaufen? -- das Recht eines Kindes auf seinen Vater? den Fluch eines grauen, alten Vaters, der an dieser Tochter seine einzige Freude hatte? — Kannst du ruhig seyn, wenn alles, was in der Natur ehrwürdig und heilig ist, seine laute Stimme gegen dich erhebt? — Wenn du das kannst, so weiß ich den Undank, die

Kälte und den Hohn meiner Kinder zu erklären. — Dein Werk ist es — und meiner Kinder Unglück die Frucht deines heillosen Stolzes, den Gott dir vergeben mag.

Sophie. O, lieber Vater!

M. Seefeld. Nun, so reiß deine Kinder herab von Stufe zu Stufe in die Classe der Tagelöhner. Laß sie mit Schreibern ihr Glück machen, und alle Aussichten aufopfern an eine gemeine Dirne. Würdige deine Frau herab vor ihren Augen, schaffe deiner Kinder Unrecht zum Recht um, und sey stolz auf die hohe Tugend deiner Popularität. Mir aber muthe nicht zu, Zeuge eines verkehrten Verstandes, eines bösen Willens zu seyn. Laß mich fort. Thue was du willst, und häufe die Verantwortung auf dein Gewissen!

Sophie wirft sich zu ihren Füßen. Mutter! gehen Sie nicht — Vater! um Gottes willen! Die Mutter macht sich los und geht ab.

Seefeld. Sieh, das war eine Ehe aus Leidenschaft; lerne, was dir bevorsteht! Geht ab.

Sophie. Losgerissen von Liebe und Natur — wer erbarmt sich meiner? Das Gesicht senkt sich auf ihre gefalteten Hände, der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Johann. Hernach Ludwig.

Johann.

Mir aufzusagen? Mir? Mir zuerst? Ich überlebe es nicht.

Ludwig kommt. Was hast du?

Johann. Sie haben es gewußt, daß ich den Abschied kriegen soll; Sie hätten mich warnen können. Sie sind Schuld daran. Ich kann es nicht vergessen, es stößt mir das Herz ab.

Ludwig. Was ist denn? Du kannst jeden Augenblick einen bessern Dienst haben, als der war.

Johann. Das weiß ich lange. Aber die Hoffnung, einen Hofdienst zu kriegen, das Mädchen — und die will mich auch nicht. Der alte Vater hat mich so aus dem Hause geschoben, daß ich den Hals fast gebrochen habe.

Ludwig kalt. Hast du denn jemals im Ernste an das Mädchen gedacht?

Johann. Das gilt nun gleich — Bezahlen Sie mich!

Ludwig. Jetzt kann ich nicht.

Johann. Wenn denn?

Ludwig. Wenn — wenn —

Johann. Wenn der jüngste Tag kommt? Genug, ich bin prostituirt vor allen Bedienten, und das soll der alte Herr nicht umsonst gethan haben. Mir ein Vierteljahr zahlen — daß ich nur gleich gehe? Ich gehe, aber är-

gern muß ich den Alten. Er soll mir einmal wieder sein rothes Zornpulver einnehmen, oder ich muß ein Gallenfieber haben. Geht ab.

Ludwig. Insolenter Kerl!

Zweyter Auftritt.

Ludwig. Sophie. Christian.

Sophie. Da bist du ja, Ludwig! — Lieben Brüder, ich bin herzlich bekümmert um das traurige Verhältniß unserer Aeltern.

Ludwig. Wer ist Schuld daran, als du? Geht ab.

Drit-

Dritter Auftritt.

Vorige, ohne Ludwig.

Sophie. Christian, auf dich hoffe ich, auf dich rechne ich. Wende alles an, daß sie besser stehen. Ich bitte dich mit heißen Thränen darum.

Christian. Das sind verdrießliche Dinge — Was ist denn das für eine Geschichte mit Ludwig und dem Müllersmädchen?

Sophie. Ludwig hat großes Unrecht.

Christian. Er wird sie doch wahrhaftig nicht heirathen sollen?

Sophie. Sagst du das auch? Ich kenne dich nicht mehr —

Christian. Ich kenne euch noch alle. Das phantasirt immer mit seinen Grundsätzen in andern Welten.

Vierter Auftritt.

Vorige. Mad. Seefeld.

M. Seefeld sehr erhitzt. Was sagst du, Christian — wie findest du deinen Vater?

Christian zuckt die Achseln.

M. Seefeld. Wie gefallen dir seine Plane?

Christian kalt. Was ist darüber zu sagen? Er ist älter geworden. Was mich betrifft, so ist es mir unmöglich, hier zu bleiben. Die Menschen hier sind so kalt, so förmlich solche Geldmenschen, daß man zum Zorn gereizt wird, wenn man die Augen aufschlägt.

M. Seefeld. Wenn du nur — Hm! Sie sieht Sophien an. Man kann vor deines Vaters Räthen kein Wort reden.

Sophie geht ab.

M. Seefeld. Wenn du nur in Rechtlers Hause dich besser benommen hättest. Sein Vermögen —

Christian. Sie ist ein absurdes Mädchen.

M. Seefeld. Aber ihr Vermögen —

Christian. Und dann hätte ich den alten Kauz als Schwiegerpapa immer auf der Sohle gehabt. In alle Rechnungen hätte er sich gemischt, alle meine Gänge belauscht, jeden Gedanken mit seinem Besserwissen veraccuset — nein, Mama, das ist nichts. Ich gehe niemals wieder hin. Er geht auf und ab.

M. Seefeld. Es trifft alles so widerwärtig zusammen. Wenn du indeß vor der Hand, gleichsam nur nebenher, zu einer Advocatur —

Christian. In keinem Fall.

M. Seefeld. Nur um etwas —

Christian. Nein! Auch habe ich die Rechtschikanen so gut als vergessen. Wer nun einmal für das Schöne, Große lebendig fühlt — wie taugt er zu einer Brodwissenschaft? Ich warte es ab.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Ludwig.

M. Seefeld. Ludwig, was hast du gemacht? Du hast die Einfalt gehabt, dem Mädchen schriftliche Versprechungen zu geben?

Ludwig. Im Augenblick der Leidenschaft —

M. Seefeld. Diesen Unverstand werde ich dir niemals vergeben. Unbesonnener Mensch!

Ludwig. Das hat nichts auf sich. Die Ungleichheit verbietet alle Ideen von einer Heirath.

M. Seefeld. Und wenn es das Volk gar bis zum Prozeß triebe? Wenn nun die Versprechungen gegen uns —

Christian. Die gehören in den Roman. Solche Beylagen entschädigen durch gute Laune den Referenten für die Durchsicht der trockenen Sache.

Sechster Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld.

Seefeld. Ludwig! ich bin an der Entscheidung der großen Frage, die mir einen Sohn giebt — oder raubt — Bist du ein ehrlicher Mann, oder ein Schurke?

M. Seefeld. Wie kann er auf die Frage antworten, da —

Seefeld. Das erwarte ich —

Ludwig. Wenn Ihnen die Glückseligkeit Ihres Sohnes lieb ist, so bestehen Sie nicht auf —

Seefeld. Die Ehrlichkeit meines Sohnes ist seine Glückseligkeit.

M. Seefeld. Nun gut! Ich will denn einräumen, daß Unrecht in der Sache ist —

Seefeld. So muß es gut gemacht werden. Zu M. Seefeld. Ach, was willst Du wissen? Ich habe das Mädchen gesprochen und den Vater. Es sind ehrliche, arme Leute, in andern Kleidern als wir tragen, aber mit bessern Grundsätzen. Geld macht die Sache nicht gut. Ersatz an Ehre und Liebe macht sie gut — und soll sie gut machen.

Ludwig. Ich gestehe auch, daß ich einst wenn ich in bessere Verhältnisse trete, schuldig bin, etwas mehr zu thun —

Seefeld. Ich habe die Sache erwogen; mein Herz hat gesprochen. Willst du nicht deine Pflicht thun, können und wollen die Gesetze dich nicht dahin vermögen, so wird von aller unserer Habe ein Drittheil verkauft und ihr zugewendet. Darauf gebe ich mein Ehrenwort.

Christian. Ich glaube nicht, lieber Vater, daß Sie Sich berechtiget glauben werden, zum Nachtheil Ihrer andern Kinder —

Seefeld. Hast du nicht mehr, als dir gebührt?

Christian. Mich dünkt, Sie sollten nach den vorhandenen Kräften und Wirkungskreisen die Antheile bestimmen. Dann

würden Sie die Natur nachahmen, die jedem treibenden Zweige giebt, was er bedarf.

M. Seefeld. Du hast Heinrich zum Soldaten gemacht, nun bezahlt der König sein Talent, was es gilt; so kannst du nun für die Uebrigen um so mehr thun.

Seefeld. Wie? weil Heinrich nicht mit Trägheit und Uebermuth die Menschen beleidiget, wie ihr, deshalb soll ich ihm nehmen und euch geben? Nimmermehr! Was Einer von euch gekostet hat, soll mit jedem Monate gewissenhaft für ihn zurück gelegt werden.

Ludwig. Nun wahrhaftig! Halb laut zu M. Seefeld. Dann trügen wir wohl auch vortheilhafter die Muskete, als wir die Feder führen.

Seefeld. Wollte Gott!

M. Seefeld. Das geht zu weit.

Seefeld. Ihr habt ja nichts, als was ich erwerbe — Jeder Heller, den ihr ausgebt, ist ein Theil meiner verlebten Kräfte. Zu M. Seefeld. Fühlst du denn nicht, daß es grausam ist, wie diese Menschen, meine Kinder — das vertheilen und an sich reißen wollen, was doch ich erwerbe, und erst noch erwerben soll?

Christian. Wir sind Ihre Geschöpfe, und so hat unser Wohl ein Recht auf alles, was Sie sind und haben.

Seefeld zu Ludwig. Und so hat dein Kind ein Recht auf alles, was du bist, was du hast, und auf dich.

M. Seefeld. Im Namen der gesunden Vernunft! daraus kann nichts werden. Steh von der Grille ab!

Seefeld. Grille? Ich bin da gewesen, ich habe das ehrwürdige Gesicht des Vaters

gesehen — er hat mit Angst meine Hand an sein klopfendes Herz gedrückt — Ich habe das schöne, gute Geschöpf, fest an meine Kniee geklammert, die Augen in Thränen schwimmend, um Ehre und Gerechtigkeit rufen — das unschuldige Kind, seine zarte Stimme mit dem Angstgeschrey der Mutter vereinen hören, seine Händchen nach mir ausstrecken sehen — Ich habe mit Vater, Tochter und Kind geweint, daß ihr alle diesen Jammer, alle Ansprüche auf Liebe, Ehre und Natur vergessen, verachten, und mit so einem schlechten, kalten Steine bezahlen wolltet. *Er läßt den Ring vor ihre Füße fallen.*

M. Seefeld *winkt Christian den Ring aufzunehmen, der ihn ihr giebt.* Du hast sehr Unrecht gethan, dieß zurück zu nehmen.

Ludwig. Aber, lieber Vater, lassen Sie doch einige Billigkeit gelten. Fühlen Sie nicht, daß der Sohn des geheimen Secretärs

Seefeld unmöglich eine Müllerstochter heirathen kann?

Seefeld. Wie? glaubst du, daß des Vaters Amt ein Freybrief für des Sohnes Laster seyn kann? Und wenn denn der Rang meiner Stelle dich so hoch gehen macht — was bist Du? Etwas, so lange ich lebe, und wenn ich todt bin — Nichts. Das habt ihr alle wohl nie überlegt?

M. Seefeld. Du wirst doch nicht —

Seefeld. Vermögen ist nicht da. Wenn ich morgen meine Augen schließe, wenn der Verkauf meiner Sachen eurer Mutter ein kümmerliches Witthum erwirbt — wer seyd dann ihr? — Stolze Bettler. Welchen Stand habt ihr euch dann erträumt? und wo ist ein Rang in der Welt, der Treulosigkeit zur Nothwendigkeit macht?

M. Seefeld. Mit Einem Worte, dergleichen Schwärmereyen, die deinem Alter

wenig anstehen — passen nicht in die wirkliche Welt. Ludwig hat mein ernstes Verbot, nicht an die Sachen zu denken.

Seefeld. Das unglückliche Mädchen und das Kind haben einen Sachwalter angenommen, der —

M. Seefeld. O, wir werden auch einen zu finden wissen, der —

Seefeld. Wohl! So findet einen auf, der mehr, beredter und liebevoller für das verstoßene Kind handeln kann, als sein Großvater. Geht ab.

Siebenter Auftritt.

Vorige, ohne Herrn Seefeld.

M. Seefeld. Soll man nicht die Thorheit junger Leute begreifen, wenn man alte Leute so schwärmen sieht?

Christian. Il radotte. Geht ab.

Achter Auftritt.

Mad. Seefeld. Ludwig.

Ludwig. Lieber müssen wir alle Heirathsplane aufzugeben scheinen, das Mädchen hinhalten, und dann nach und nach —

Neunter Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld.

Seefeld zu Ludwig. Du kennst das Mädchen lange; würdest du mit ihr leben können und zufrieden seyn, wenn sie z. B. die Tochter eines geheimen Secretärs wäre?

Ludwig. Allerdings! wenn Stand und Vermögen —

Seefeld geht hinaus. Genug, genug! Ab.

Zehnter Auftritt.

Mad. Seefeld. Ludwig.

M. Seefeld. Er sieht und hört nichts anders, als das.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Henriette.

Henriette. Ach, Madam! — da ist des Herrn Kanzellist Schmidt seine Frau Mutter, die Madam Schmidt, und will —

M. Seefeld schnell. Solche Leute sind keine »Frau Mutter und Madam.« Das ist die Frau Schmidt. Was will sie?

Henriette. Der Madam ihre ganz gehorsamste Aufwartung machen, wenn es erlaubt wäre.

Ludwig. Die wird für den Herrn Sohn eine Jeremiade anstellen, da bin ich überflüssig. Ab.

M. Seefeld. Der kann ich die Ladung geben, die dem Herrn Sohne gehört hätte. Sie mag kommen.

Henriette geht ab.

Zwölfter Auftritt.

Mad. Seefeld allein.

Ach — ich bin ermüdet! So viele — so hohe Plane, so kleine Hindernisse, und doch so unüberwindliche!

Dreyzehnter Auftritt.

Mad. Seefeld. Frau Schmidt.

Fr. Schmidt. Ihre Dienerin, meine hochzuverehrende Frau geheime Secretärin.

M. Seefeld. — Sie sind vom seligen Bauverwalter Schmidt die Hinterlassene?

Fr. Schmidt. Wittwe? aufzuwarten, ja!

M. Seefeld. Was führt Sie zu mir?

Fr.

Fr. Schmidt. Mein Sohn, der Kanzellist, wenn Sie es nicht ungütig nehmen wollen.

M. Seefeld rasch. So muß ich Sie ersuchen, keine Fürbitte einzulegen, denn —

Fr. Schmidt. Das wollte ich denn auch nicht. Denn von seiner ersten Schule an ist das niemals nöthig gewesen. Wofür ich denn dem lieben Gott nicht genug danken kann.

M. Seefeld. Und was wollen Sie denn?

Fr. Schmidt. Ich komme schon dazu. Uph! — Der Weg ist ein bischen weit von uns hieher, und ich bin denn etwas mit dem Schwindel behaftet. Sie nehmen es nicht für ungut, wenn ich mich ein wenig niederlasse. Sie holt sich einen Stuhl.

M. Seefeld. Nach Ihrem Gefallen.

Fr. Schmidt. Wissen Sie wohl, daß mein armer Karl nicht einen Bissen gegessen hat?

M. Seefeld. Wissen Sie —

Fr. Schmidt. Und daß er schon lange nicht mehr so frisch ist, wie er sonst war?

M. Seefeld. Das mag er mit sich ausmachen.

Fr. Schmidt. Das macht die Liebe —

M. Seefeld. Er soll die Liebe aufgeben, und sich besser befinden.

Fr. Schmidt steht auf. Wollen Sich denn die Frau geheime Secretärin nicht auch setzen?

M. Seefeld. Ich bin recht gut so.

Fr. Schmidt setzt sich wieder. Nun, nun! aufgeben, ja, das haben Sie ja wohl gespro-

chen. Das habe ich ihm schon hundertmal gesagt. »Mutter,« antwortet er mir allemal, »das wäre mein Tod.« Hören Sie wohl an, mein Tod!

M. Seefeld. Er wird es doch müssen!

Fr. Schmidt. Mit ihm stirbt mir die ganze Welt ab. Es ist ein aparter Mensch. Gut — herzgut und fleißig — das weiß der Herr Liebste; und Sie wohl auch.

M. Seefeld. O ja, aber —

Fr. Schmidt. Nun! ehrlicher Leute Kind ist er auch. Mein seliger Schmidt war beliebt bey Hohen und Niedern.

M. Seefeld. Und was soll daraus folgen?

Fr. Schmidt. Daß Sie Sich das zu Herzen gehen ließen, und sagten ein Wörtchen, was den guten Karl wieder so frisch

machte, daß ihm meine Kost wieder zur Gesundheit und zum Vergnügen gereichen könnte. Steht auf. Was meinen Sie wohl?

M. Seefeld heftig und stolz. Daß ich zuverlässig das Wörtchen niemals sprechen werde. Denn es ist ein wenig ein Unterschied unter uns.

Fr. Schmidt. Ein Unterschied? — Ich will Ihnen über den Unterschied meine einfältige Meinung von Herzen weg sagen, als —

M. Seefeld. Das kann ich mir schon selbst sagen, also —

Fr. Schmidt. Erlauben Sie! man muß hübsch die Leute anhören. Es ist schon mancher Faden Garn durch meine Hand, manche Thräne aus meinem Auge gegangen, und viele brave Leute haben mich schon angehört. Als mein Karl noch der gnädigen

Fräulein von Lembrand Zeichenstunden gab, da sprach der Mensch immer von ihrer Schönheit. »Karl,« sagte ich damals, »gieb die Stunde auf, du schließest das gnädige Fräulein in dein Herz und das geht nicht; denn das Sprichwort sagt — Schuster bleib bey deinem Leisten;« und er hat sie denn auch aufgegeben. Aber als er nun anfing, die Mamsell Sophie so lieb zu haben, so habe ich bey mir gedacht: »es sind wohl feine Leute, die Seefeldische Familie, und haben's weiter gebracht als du, aber Adeliches haben wir doch alle beide nichts an uns, also ist das wohl Gottes Schickung so; laß es denn gehen.«

M. Seefeld. Da haben Sie sehr unrecht gedacht; denn Sie müssen wissen —

Fr. Schmidt. Warum, meine Frau geheime Secretärin? Großes Vermögen soll nicht da seyn, das ist Stadtkündig; also

geht er nicht nach Gelde, er geht nach ihrer werthen Person. Seine Stelle trägt so viel, daß sie sauber wohnen, Sonntags ihren Braten auf dem Tische haben, ein feines Kleid zum Kirchengange tragen, und noch ein funfzig Thälerchen auf schwere Zeiten jährlich hinlegen können. Ein wohlgemachter Mann ist mein Karl, er weiß den Mund zu brauchen, — er bläst die Flöte — er wird gerne gesehen, wo er an eine Thüre klopft, seine Frau wird er in Ehren halten; ey — was können Sie mehr verlangen?

M. Seefeld. Meine gute Frau, so wie Sie die Sache versteht —

Fr. Schmidt. Einen Bräutigam haben Sie nicht, der sich für das Kind schickt. Denn dem alten Räder, dem häßlichen Manne, der seit zehn Jahren in keine Kirche geht, und alle Wochen ein paarmal des

Nachts die Apotheker aufwecken lassen muß, dem werden Sie doch nicht das frische, schöne Kind noch an's Grab hinstellen wollen? Nun, und von unsern jungen Leuten in hohem Amte, da kommt keiner, die sehen nach den Geldsäcken, das glauben Sie mir. Also —

M. Seefeld. Frau Schmidt, Sie wird unartig, weiß Sie das?

Fr. Schmidt. Ist es denn nicht die Wahrheit? Und nun nehmen Sie noch das große Kapital, was er mit in den Ehestand bringt — meine treue Fürbitte und meinen Segen.

M. Seefeld. Es ist mir lieb, daß er den verdient; allein Sie begreifen doch, daß ich deswegen nicht meine Tochter an einen Kanzellisten geben kann?

Fr. Schmidt. Hm! Der Kanzellist und der Rath, sie dienen einem Herrn, und

manchmal ist mir es lieber, daß er nur abschreibt, was Andere dichten und trachten, als wenn er es machte; dabey bleibt das Gewissen fein unbeschwert.

M. Seefeld. Und der Kopf auch.

Fr. Schmidt. Frau! — mein Sohn hat einen guten Kopf und ein gutes, zu gutes Herz; Sich nicht mehr halten könnend, sonst wäre mein Gärtchen auch noch mein.

M. Seefeld. Was soll das heißen?

Fr. Schmidt. Heraus ist es. — Daß sich der Herr Rath, Ihr Sohn, von meinem Widerpart die Relation hat bezahlen lassen, wodurch ich den Garten verloren habe. Das soll's heißen!

M. Seefeld. Soll ich Leute rufen?

Fr. Schmidt. Das wissen wir gewiß. Und ich habe es angeben wollen, daß um

loser Händel willen mein Bißchen Erde verthan ist; der Karl hat es nur nicht gewollt. »Es bringt dem Alten den Tod,« sagte er. Nun, ich habe es versprochen, daß ich nicht klagen wollte. Nun machen Sie das Unrecht hübsch wieder gut, so mag meinetwegen die Rechnung aufgehen.

M. Seefeld verbissen. Ich werde mit meinem Sohne sprechen. Ist es aber nicht, und es ist gewiß nicht — so seyn Sie versichert —

Fr. Schmidt. Ja ja, es ist so! Ich meine aber, das wäre doch brav von dem Karl. Es fiel mir nur so bey, wegen des Unterschieds. Also?

M. Seefeld. Reden Sie nicht mehr von der Heirath; daran ist ein- für allemal nicht zu denken. Wegen des Gartens — re-

den wir noch; aber an die Heirath ist nicht zu denken.

Fr. Schmidt. Ey denken Sie nur! wenn wir da unten liegen, und das Gras steht über uns — was hat es dann geholfen, daß Sie um ein Bißchen Unterschied zwey schöne junge Leute so gedrängt haben? Dann treten sie hin an Ihren Grabstein, und sehen sich in der Welt um, und denken: »es ist auch gut, daß du abmarschirt bist!«

M. Seefeld. Ich glaube, daß sie das jetzt schon denken, und sie mögen es.

Fr. Schmidt. Es ist also gar nicht möglich?

M. Seefeld. Gar nicht.

Fr. Schmidt. Nun so will ich mich nach Hause machen. Ich habe meine Sache vorgestellt. Betteln kann ich nicht. Gott

wird meinem Karl andere Gedanken geben. Ich empfehle mich, Frau geheime Secretärin! Nur bitte ich, daß es mein Sohn nicht erfährt, daß ich hier war. *Sie geht.* Noch eins — Ich glaube, daß *ich* das Hinderniß mache. Ich trage mich nach der alten Welt, und meinen Händen sieht man freylich die Hausarbeit an. Wenn das wäre, so will ich hinten hinaus wohnen, wenn junge Leute kommen, nicht dabey seyn, und niemals mit ausgehen. Ich will mich schon in Küche und Kammer herum tummeln, daß etwas vorgearbeitet wird.

M. Seefeld. Liebe Frau, es kann nicht seyn; quäle Sie mich nicht.

Fr. Schmidt. Nun, so leben Sie denn wohl! Auf Wiedersehen im Himmel. Auf der Welt sehen wir uns nicht wieder. Gott befohlen, Frau geheime Secretärin! *Sie geht mit altmodischen Verbeugungen ab.*

Vierzehnter Auftritt.

Rechtler. Herr Seefeld. Mad. Seefeld.

Rechtler, indem Frau Schmidt heraus geht. Ey, sieh da, die Frau Schmidt? — Die marschirt auch noch durch Gottes und meine Hülfe umher! Wie geht der Puls? Ihr nach: nur mit dem Pulver fortgefahren — und keinen Kaffee! Er kommt vor. Denn eher mag man das Unkraut vom Boden rotten, als den braunen Gift von den Tischen der Weiber. Ich bleibe bey meiner Lebensweise. Um fünf Uhr auf — dann ein Glas Wasser, den Morgensegen, rasirt, gekleidet, dann meinen Wachholdertrank, und nun frisch durch die ganze Stadt, Trepp' auf und ab. Dagegen will ich noch vier Minuten lang ein Glas ganz voll Wasser, den Arm von mir

gestreckt, in die Luft hinaus halten, ohne daß ein Tropfen verschüttet wird.

Seefeld. Gott erhalte euch so.

Rechtler. Vom Kaffee kommen zitternde Nerven, wallendes Blut; von diesem ungewisse Menschen, ungewisse Handlungen. Ich sage und behaupte, der Kaffee — est Pestis generis humani. Davon mit habt ihr so ein wankendes cholerisches Wesen. —

M. Seefeld geht.

Rechtler. Bleiben Sie, ich habe mit Ihnen zu reden.

M. Seefeld. Und ich mit meinem Sohne Etwas, das mir wichtiger ist, als die Abhandlung über den Kaffee.

Rechtler führt sie zurück. Und ich von Ihrem Sohne. Die Aeußerung über den Kaffee war von Rechtswegen da. Der Kaffee

stellte die leichten Truppen vor, die den Feind engagiren sollen.

M. Seefeld. Wo ist der Feind?

Rechtler. Die sämtliche Seefeldische Familie. Nun richtete ich meine Batterien auf die wankenden Menschen, bey denen die Wallungen des gereizten Geblüts den moralischen Vesuvium veranlassen, die Eruptiones, oder die verheerenden Handlungen — Jetzt stehen wir bey dem Hauptfeinde, dem Ludovico, lassen ihn aber stehen, observiren ihn, und gehen für dießmal über ad patrem, zu dem Vater — welcher zuerst das Gewehr gestreckt hat — Der alte Freund will, daß der Sohn Ludwig die Müllerstochter heirathe. Hierzu aber sage ich in der Consultation — nein!

M. Seefeld freundlich. Nicht wahr?

Seefeld. Freund, du denkst —

Rechtler stark. Nein! — Sintemal es nicht erwiesen ist, ob die Person quaestionis, die Müllerstochter mit dem Ludovico, wenn sie ihn hat, nicht mehr gestraft ist, als wenn sie ihn nicht hat.

Seefeld. Ja ja, ihr mögt Recht haben! aber wie ist dem Mädchen anders zu helfen? Wie kann ich, der ich —

Rechtler. Est modus in rebus. Mein Visum repertum bringt mit sich, daß in gegenwärtiger schadhafter Sache einem jeden laedirten Theile eher beygesprungen werde, als dem Ludovico. Ja, daß dieser aufgegeben, und an denen Andern, was heilsam ist, versucht werden müsse. Quaeritur: Was denn nun fördersamst dem Mädchen heilsam sey?

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Heinrich.

Heinrich in Kavalleristen Uniform. Papa — Sie müssen den Johann kommen lassen.

Seefeld. Warum? — Du siehst erhitzt aus. Was ist dir?

Heinrich. Noch halte ich mich auf. Lassen Sie ihn kommen, oder ich stehe für nichts.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Johann.

Johann. Ich bin hier verklagt, da bin ich. O, ich fürchte mich nicht.

Heinrich. Er wollte Sie lästern; darüber habe ich ihm nichts thun wollen, denn das kann er nicht. Er sagte, Ludwig wäre ihm Geld schuldig; das ist wohl nicht recht, aber das kann bezahlt werden. Aber er sagte noch Etwas, dafür, behaupte ich, gehört er ins Gefängniß; denn es ist eine gottlose Lüge, die nur so ein Diebsgesicht aufbringen kann. Ludwig war nicht da; fort wollte der Kerl, und dabey kann ich's nicht lassen.

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Ludwig.

Heinrich. Ach, da bist du! Nun, Bruder, ich habe mich deiner angenommen. Der Kerl war so dreist, zu vergessen, daß du mein Bruder bist.

Ludwig zu Johann. Deiner Wege, Schurke!

Heinrich. Er sagte, du hättest ein braves Mädchen unglücklich gemacht, und wolltest sie ihm zur Frau geben.

M. Seefeld. Herr Soldat, mische Er sich nicht in —

Heinrich. Ach, ich habe Ehre gehabt, ehe ich Soldat war. Er sagte, du hättest dir eine verdrehte Relation vom Gegentheil bezahlen lassen, ihm Geld vom Diebshandel gelobt, und nicht gehalten.

Seefeld. Ludwig — Ludwig, heiß' ihn einen Lügner, ich bitte dich um Gottes willen!

Johann. Das kann er nicht, denn es ist wahr. Hundert Thaler hat der alte Seelmann für die Relation gegen die Wittwe Schmidt gegeben. Ich habe den Handel ge-

macht, und fünf und zwanzig Thaler wurden mir versprochen.

Seefeld. Schweigst du? — mußt du schweigen? Du — der du dein Kind verstößest, — das Recht einer armen Wittwe verhandelst — meinen ehrlichen Namen an den Schandpfahl bringst — welches Laster fehlt dir noch? Nimm meinen Fluch für alle.

Ludwig bedeckt das Gesicht und ruft verzweifelnd: Mein Vater!

Seefeld. Das Wort nicht! das Wort nicht! Ich reiße dich aus meinem Herzen, und gebe dich der Mutter, die dich gebildet — gehoben, bethört hat, die an dem nichtswürdigen Sünder ihr Wohlgefallen hat.

M. Seefeld. Ich nehme dich von deinem Vater an. Ich verabscheue dein Laster, aber ich verzeihe dir das Verbrechen, was

deines Vaters Geitz geschaffen hat; und gebe jede Folge deines Vergehens ihm zu verantworten, der nicht die Mittel anwenden wollte, die dein Glück schaffen, deine Tugenden erhalten konnten.

Seefeld. Weil ich keine Erkaufung, keine verächtlichen Wege —

Heinrich. Vater! fällt ihm um den Hals, Gott vergebe mir Ihren Kummer. In Verzweiflung: Ludwig, für so schlecht hätte ich dich nicht gehalten!

M. Seefeld. Da, habe nun deinen Helden dort! Plündere diesen volkends aus, und sey stolz auf deine väterliche That.

Seefeld umarmt Heinrich. Ja, du sollst mein Trost und meine Hoffnung seyn. Wenn ich dürftig bin durch mein Weib und deine Brüder, so theile du dein schwarzes Brod mit mir. Aus meinen Augen weg, verblendetes

Weib — nimm meinen halben Gehalt, deinen Christian, deinen Ludwig — laß mir diesen und Sophien — mein Angesicht siehst du nimmer wieder. Geht ab.

M. Seefeld. In Gottes Namen denn — Ab.

Rechtler zu Heinrich. Soldat! bewacht mir den Kerl dort! Folgt H. Seefeld.

Heinrich packt Johann bey der Brust.

Ludwig bedeckt sich das Gesicht mit dem Tuch.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Mad. Seefeld. Christian.

M. Seefeld.

Ich bin außer mir. So viele fehlgeschlagene Erwartungen — Kummer und Schande, wohin ich mein Auge wende! Aber was machen wir nun, wie nehmen wir uns? Darüber rathe mir!

Christian. Was kann man dabey rathen? Den Kerl, den Bedienten muß man auf gute Art hier wegschaffen.

M. Seefeld. Richtig! und der Wittwe den Werth des Gartens ersetzen.

Christian. Das finde ich so nöthig eben nicht. Sie weiß ja nichts davon.

M. Seefeld. So wissen wir es doch. Ach! — und sie wissen's auch.

Christian. Nun, so geben Sie Sophien dem Menschen zur Frau.

M. Seefeld. Nein! Ich will hergeben, was ich irgend entrathen kann, und wenn es noch fehlt, so rechne ich auf dich.

Christian. Auf mich? Mein Himmel! ich habe ja nichts.

M. Seefeld. Ja, mein Sohn, deine Antiken, deine Abgüsse, die —

Christian heftig. Wie?

M. Seefeld. Sie sind dir werth, sie sind mir werth, aber die Ehre ist dir werther.

Christian. Habe ich gefehlt? Ist meine Ehre verletzt?

M. Seefeld. Die Ehre deines Bruders, deines Namens, deiner Mutter, ihre ganze Hoffnung darnieder gestürzt.

Christian. Was ich mit so viel Mühe gesammelt? Denken Sie nur an die Kosten, die darauf gewendet sind.

M. Seefeld. War es denn nicht mein Geld? — Soll ich in Noth nicht sagen, was dein ist, ist auch mein?

Christian. Und wer würde sie kaufen?

M. Seefeld. Der Herr von Gräber — aus Liebhaberey — aus Stolz, aus — Laß das meine Sorge seyn!

Christian. Unter dem Preise?

M. Seefeld. Wenn auch.

Christian. Vergeben Sie! wenn auch die Auslage Ihre war, so werden Sie doch nicht die Mühe, die Sorge, die tausendfa-

chen Wege — nein, das läßt sich nicht so für einen dummen Streich verschleudern.

M. Seefeld. Ich habe mir abgedarbt, um dir zu schicken, deines Vaters Laune, Vorwürfe, Zorn und Haß mir zugezogen, ertragen, und immer dabey gedacht: es ist für deinen Sohn, deinen Stolz und deine Hoffnung — Christian, belohne mich, rette uns!

Christian. Mit tausend Freuden, wenn es keine Auskunft mehr gäbe, allein —

M. Seefeld. Undankbarer Mensch! — geh in dich, handle! sonst muß ich dir sagen, du bist — — nein! nein! das war voreilig! Du bist gut, du kämpfest, eine Lieblingsfreude zu verlieren. Der Kampf ist schwer, das ist ja so begreiflich. Aber du wirst siegen. Nicht wahr? Du mußt siegen? — Du sollst uns retten, ich will es, ich befehle es dir.

Christian. Der Papa kann ja noch einmal —

M. Seefeld. Nein! nein! nein!

Christian. Und die Heirath mit Schmidt —

M. Seefeld. Nein, sage ich! Ich lasse mich nicht beugen. Nicht vom Schicksale, nicht von der Welt, von meinen Kindern gar nicht. Der Garten wird bezahlt, die Ehre gerettet, die Antiken verkauft — dabey bleibt es. Geht.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Rechtler.

Rechtler. Man lasse mir den Kanzellisten Schmidt holen.

M. Seefeld, die umkehrte, als Rechtler kam. Was soll der hier?

Rechtler. Man lasse ihn holen. Oder, er scheut, besser —

Dritter Auftritt.

Vorige. Henriette.

Rechtler. Der Kanzellist Schmidt soll sogleich geholt werden.

M. Seefeld. Nein! ich verbiete es. Er wird nicht geholt.

Rechtler. Der Herr zahlt, der Herr befiehlt. Geht Sie jetzt gleich fort, unnütze Mobilie, oder ich führe Sie ab, daß Ihr das Cranium zittert.

Vierter Auftritt.

Vorige, ohne Henriette.

M. Seefeld. Welches Betragen? Wer bin ich? Was wollen Sie?

Rechtler kalt. Dem Hauptschaden wird ein Verband angelegt, ansonst aber keine erweichende Mittel mehr gebraucht, sondern alles, was den Brand anzeigt, weg genommen.

M. Seefeld. Das wollen wir sehen, ungezogener Mann!

Rechtler. Ungezogen? Gezogen! gut gezogen! das danke ich meinem Vater — der die Mutter davon ließ, und christliche Lehren, den Baculum, Fleiß und eine mäßige Ergötzlichkeit sonder genialischen Wesen vernünftig applicirte. Was will ich? Ist alles zu viel Geschwätz. — Ihre Sentenz ist die: »aller

eigene Wille in minutissimis sogar cassirt und gebrochen, und kein Wort vergönnt, als Rückkehr zu dem alten Freunde, mit den deutlichen Worten — Pater peccavi, zu deutsch — vergieb mir Unverstand und Hochmuth.« Jetzt mit dem Aeltesten ad rem.

M. Seefeld. Ehe Sie das erleben, sehen Sie mich todt. Ab.

Rechtler ihr nach. So fahre hin, du böser Geist!

Fünfter Auftritt.

Rechtler. Christian.

Rechtler. Freund Christianus! ich will verhoffen, Sie haben auf Dero kostbaren Reisen nicht nur Statuas, sondern auch Menschen beobachtet, deren Fata, und wie es

wunderlich und mühselig auf der Welt hergeht, ehe man das Feuer auf eigenem Heerde brennen lassen kann, gesehen und zu Herzen genommen; mithin erwarte ich hier am allerwenigsten Impedimenta zu finden.

Christian. Was ist die Sache?

Rechtler. Sie müssen rüstig arbeiten, und das alsobald. Denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Christian. Sie werden dabey die Rücksicht haben, daß es nicht so leicht ist, mich in Thätigkeit, die etwas einträgt, zu versetzen, da die Art meines Studiums nicht die allgemeine ist.

Rechtler. So hätte müssen eine andere gewählt werden.

Christian. Und welche? Studiert nicht jeder unberufene Kopf?

Rechtler. So muß der berufene Kopf das Duplum thun, um ad rem zu kommen — oder gar nicht studieren. Ist man kein Kapitalist, so achte ich alles für allotria, was nicht ad rem — heißt — zum Erwerb führt. Indeß, Sie können schreiben, rechnen, zeichnen, Lateinisch, Wälsch —

Christian. Und Englisch —

Rechtler. Dazu Musik und haben die Jura gehört. So hat denn nun der Vater das Seine bey der Sache gethan; jetzt thue es der Sohn. Mein alter Freund soll nicht für Sie herum laufen, von einem Vorzimmer in's andere, und suchen und sorgen. Ihre anderthalb Louisd'or werden eingezogen.

Christian. Eingezogen?

Rechtler. Sie mögen ein mehreres thun, als zu Hause sitzen, den Staub von den heidnischen Götzen kehren, und dem Neroni in's

Gesicht sehen. Der Christianus empfängt auf einmal zwey hundert Thaler, behält drey Jahre lang Tisch und Wohnung, sucht aber übrigens seinen Kram auszulegen, wo die Waare am meisten gilt. Nach denen zwey hundert Thalern folgt kein kupferner Heller mehr.

Christian. Und wenn ich indeß nichts finde? Was wird dann? Soll ich dann etwa Schreibemeister werden?

Rechtler. Ja!

Christian. Ich werde mit meinem Vater reden.

Rechtler. Ich habe mit ihm geredet. Es findet keine Appellation Statt. Ich exequire seinen Spruch, dieweil ich feste Nerven habe.

Christian. Sie müssen erwägen —

Rechtler. Sehen Sie Sich an in einem großen Spiegel. Hier ist Gesundheit, hier ist Wissenschaft. — Erwirbt man nun viel, so hat man viel; kann man nicht viel essen, so ißt man wenig — Die Sache ist abgemacht.

Sechster Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Lieber Herr Rechtler!

Rechtler. Warum weinest du, meine Tochter?

Sophie. Mein Bruder Ludwig wünscht Sie zu sprechen.

Rechtler. Ey nun — ich wünsche nicht, ihn zu sprechen, aber ich muß ihn sprechen. So komme er denn.

Sophie. Seyen Sie gütig mit ihm!

Rechtler. Nein!

Christian. Ich muß sagen, ich finde es sehr sonderbar, daß mein Vater Familiensachen in fremde Hände giebt.

Rechtler. Ist mein Rezept. Der Ludwig komme.

Sophie geht ab.

Rechtler. Wir sind fertig.

Christian. Bis auf die Ausführung. — In dieser schimpflichen Verfassung unseres Hauses halte ich es nicht aus. Geht ab.

Rechtler. Ubi bene, ibi Patria. Feder und Papier, Brod und Wasser giebt's überall.

Siebenter Auftritt.

Rechtler. Ludwig.

Ludwig. Mein Herr, ich habe verschiedentlich verlangt, mit meinem Vater zu reden; es ist mir immer abgeschlagen worden.

Rechtler. Und wird immer abgeschlagen werden.

Ludwig sanft. Habe ich nicht ein Recht —

Rechtler. Ein Recht? Gott bewahre Ihn vor Seinem Recht! Ist es mir doch zuwider, daß ich mit Ihm reden muß; was frommt es dem Vater?

Ludwig. Wie ich auch gefehlt haben mag, so glaube ich doch nicht, daß Sie berechtiget sind —

Rechtler. Nehm' Er selbst. Die meisten unvernünftigen Geschöpfe des Erdbo-

dens gehen vierfüßig darauf herum, oder hängen doch ihr Angesicht zur Erde. Der Mensch geht auf zwey Füßen, und trägt allein sein Haupt ganz aufwärts. Warum? damit man auf seinem Angesichte den Ausdruck eines guten, verständigen Wesens möge lesen können. So ist es. Aber was nutzt das Ihm? Ihm und allen Räthen Seines gleichen wäre es besser, sie gingen auf vier Füßen und hingen das Angesicht zur Erde. Denn solche Malefizgesichter geben einen ärgerlichen Anblick. Wenn Er nun, der die zwey Augen nur mit Gewalt aufheben kann, vor den Vater hintritt, der anders nicht kann, als das schlechte Machwerk mit Thränen betrachten — soll da nicht der Vater ausrufen: »quid juvat Aspectus? Hinweg mit dir!« — Nun, was will Er von mir?

Ludwig. Sie bitten, daß Sie Sich der Sache annehmen — daß Sie mir rathen.

Rechtler. Daran sind wir, und die Sentenz wird Ihm notificirt werden.

Achter Auftritt.

Vorige. Heinrich.

Heinrich. Der Kerl ist noch eingesperrt; was wollen Sie mit ihm?

Rechtler. Welcher Kerl?

Heinrich. Johann.

Rechtler. Ich will mit ihm von dem Strick reden, den er verdient hätte.

Heinrich. Hier ist der Schlüssel. Neben dem Keller habe ich ihn in eine Ecke geworfen.

Rechtler. Ihn? Wen?

Heinrich. Den Johann.

Rechtler. So sagt man, »ich habe den Johann in die Ecke geworfen.« Nicht, »ich habe ihn geworfen.« — Ihn, konnte auch der Schlüssel gemeint seyn, wovon zuvor die Rede war. Man muß sich bestimmt ausdrücken; absonderlich ein Soldat. In einer Ordre macht ein Wort mehr oder weniger einen Unterschied, um den oft Tausende in's Gras beißen. — Ich gehe nun zum Johann, und will also vom Schandpfahle mit dem Relationsmakler reden, daß er es fasse und schweige. Ab.

Neunter Auftritt.

Ludwig. Heinrich.

Heinrich. Bruder, du dauerst mich.

Ludwig. Behalte dein Mitleid.

Heinrich. Unrecht schafft keine gute Stunde. Du bist nun wohl für das Geld im Lande herum gefahren, hast guten Wein getrunken und gespielt; aber du bist doch unzufrieden. Ich? ich weiß wahrlich nicht, wie eine Stunde von hier das Land aussieht — Aber wenn ich dieselben Wege gehe, die ich schon viel tausendmal gegangen bin, so bin ich darum doch in der Seele vergnügt. Du? Ey ich wette, du hast weder Baum noch Thal so angesehen, daß dir die Brust darum weiter geworden ist.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Mad. Seefeld.

M. Seefeld. Bist du hier, mein tapferer Sohn? Welch ein Held, der den ersten Tag, wo er die Uniform trägt, seinen Bruder in's Unglück bringt!

Heinrich. Nun ja, es ist wahr — gerade, weil ich den Ehrenrock zum erstenmale getragen habe — fuhr es mir hart vor den Kopf, daß man von meinem Bruder so sprechen konnte; daß es aber wahr seyn konnte — das hätten Sie so wenig geglaubt, als ich.

M. Seefeld aus Nachdenken mit einem Seufzer erwachend. Laß uns allein, mein Sohn.

Heinrich. Mein Sohn? Das ist ja gleichsam freundlich gesprochen. Nun, es

kommt wohl noch besser. Sie halten was auf Ehre, und da bin ich jetzt eingeschrieben. Geht ab.

Eilfter Auftritt.

Ludwig. Mad. Seefeld.

M. Seefeld. Und du bist ausgestrichen. Lies, was mir eben der Präsident über dich schreibt.

Ludwig liest. Schrecklich!

M. Seefeld. Man weiß es also. — Der alte Seelmann selbst hat geplaudert. Der Präsident räth dir, deine Entlassung zu nehmen, nicht hier zu bleiben. Mensch! wie hast du meine Erwartungen getäuscht!

Ludwig. Mutter! wie haben Sie meine Erwartungen gespannt!

M. Seefeld. Habe ich je, von deiner zarten Kindheit an, eine schlechte Handlung dir leicht gemacht?

Ludwig. Nein! aber — aber — — —

Auf einmal mit großer Heftigkeit: Ach, es ist gefährlich, wenn man den Leidenschaften als Zügen des Genies schmeichelt.

M. Seefeld. Leidenschaften habe ich als Stoff der Größe betrachtet.

Ludwig. Und den üppigen Auswuchs als Kraft behandelt.

M. Seefeld. Ludwig!

Ludwig. Verzeihen Sie, es ist nicht an mir, Ihnen Vorwürfe zu machen. Aber wenn alle Welt mich verachtet, soll ich nicht Ursachen meiner Fehler überall sehen, und sind sie da nicht auch zu finden?

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Henriette.

Henriette. Herr von Gräber will gleich kommen, und freut sich sehr, die Sachen zu sehen.

M. Seefeld. Gut.

Henriette. Herr Schmidt ist da.

M. Seefeld. Ich will ihn ja nicht. Zwar — ja — Ich will ihm sagen — ach, wenn ich an heute Morgen denke, wo euer Genie mit eurem Herzen noch so hoch stand; wo der Gedanke an einen Vergleich zwischen euch und ihm mir ein Vergehen war, und jetzt —

Ludwig bedeckt sich das Gesicht, und will gehen.

M. Seefeld. Ludwig — bist du denn gefallen, wie ein Nichtswürdiger? Kommt

dir kein Gedanke, kein Mittel in den Sinn, wie du das ändern, gut machen, verdecken willst? Bist du denn so kraftlos, daß du nur seufzen, zanken, oder auf den Boden sehen kannst? Tröste mich durch einen Zug eines entschiedenen Geistes, und eines guten Herzens, daß ich nur irgendwo Licht sehe, und wieder bis zum Hoffen kommen kann.

Ludwig. Auf Träumen stieg ich leicht empor — Ich bin gefallen — der Zauber ist vorüber. Nichts ist, woran ich mich halten, nichts, was mich erheben könnte.

Henriette. Herr Schmidt wartet; was soll ich sagen?

M. Seefeld. Du mußt ihn sprechen.

Ludwig. Ich? Unmöglich!

M. Seefeld. Durchaus. Ihm sagen — „du könntest es wohl zu genau mit der Relation genommen haben — auf alle Fälle

dauerte dich seine Mutter — Du wolltest den Garten ersetzen.«

Ludwig. Kann ich das?

M. Seefeld. Du mußt es können. Du mußt das, wozu wir gezwungen sind, als — als freyen Willen, einen Zug von Gutmüthigkeit verkaufen. Auf alle Fälle mußt du ihn sprechen. Es setzt dich herab, wenn ich ihm das sage. Betrag dich fein und entschlossen. Zu Henrietten. Führe ihn herein. Geht ab.

Henriette folgt.

Dreyzehnter Auftritt.

Ludwig allein.

Die beste Art mich zu nehmen, wäre — mich aus der Welt zu nehmen.

Vierzehnter Auftritt.

Ludwig. Kanzellist Schmidt.

Ludwig sucht eine Fassung zu erzwingen. Herr Schmidt — ich habe die Reflexion gemacht, daß ich — wohl allenfalls Ihr großer Schuldner seyn könnte.

Schmidt. In der Meinung, die Sie von mir haben? Die Schuld ist abgetragen, wenn Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen.

Ludwig. Sollten Sie wohl glauben, daß ich unzufrieden über die Relation bin, wodurch Ihre Mutter den Garten verloren haben kann?

Schmidt. O ja; aber diese Sache ist abgethan.

Ludwig. Nicht bey mir. Bey mir wahrlich nicht! — Ich war damals zer-

streut — überhäuft mit Geschäften; der richtige Standpunkt, aus dem man solche Sachen sehen sollte, wird dann so leicht verrückt. Ich fürchte ernstlich, einiges übersehen, andere Dinge wieder zu scharf genommen zu haben — Kurz — ich halte mich für schuldig, daß Ihre Mutter den Garten verloren hat — und bitte Sie, nächstens den Ersatz des Werthes in einer Summe, die Sie bestimmen, von mir zu empfangen.

Schmidt. Das kann nicht seyn, Herr Rath!

Ludwig. Wie?

Schmidt. Vorausgesetzt, daß ich für Ihr Verfahren Gefühl habe, verstatten Sie mir eine freundschaftliche Bemerkung. Herr Seefeld! bleiben Sie lieber mein Schuldner, als daß Sie der Welt schuldig bleiben sollten. Ueber diese Sache zwischen uns beiden kann

die Welt in Ungewißheit bleiben; nicht so über das Schicksal des guten Mädchens, das Sie auf das grausamste behandelt haben. Retten Sie ihren guten Namen, ihr Herz, und bleiben Sie denn unser Schuldner für bessere Zeiten.

Ludwig erschüttert. Ich kann nichts dagegen aufbringen.

Schmidt. Ich gebe Ihnen das Wort meiner vollen Ueberzeugung, daß ich an Ihnen noch nichts verloren gebe — daß Sie aber von dem Punkte an, wo Sie jetzt stehen — ein ganz vortrefflicher Mann werden müssen — oder ein Ungeheuer.

Ludwig. Schaffen Sie mir Muth.

Schmidt. Seyen Sie gut; und haben Sie das Herz, es zu scheinen.

Ludwig. Mann! bey so viel innerer Kraft — wie haben Sie den gewaltigen

Trieb

Trieb der Menschheit — höher zu wollen — wie haben Sie ihn unterdrücken können?

Schmidt. Ich denke, wenn man auf seiner rechten Stelle steht, so steht man hoch. Sanfte Pflichten haben meine Stelle mir angewiesen; die Ruhe, sie erfüllt zu haben, macht mir alles leicht. —

Ludwig. Ach! ach! warum erhitzt man unser Blut, unsere Eitelkeit, nährt unsere Träume — treibt uns alle — alle auf eine Höhe, wo wir uns drängen, vordrängen, durch Künste zu erhalten meinen, die Frieden und Würde rauben. Guter Mensch! auch Sie sind nicht glücklich — nein, Sie sind es nicht; die Liebe will Sie glücklich machen, der Ehrgeitz trübt Ihren Himmel. Meine Schwester —

Schmidt. Leben Sie wohl!

Ludwig. Und wie wollen Sie leben, was wollen Sie anfangen, wenn meine Schwester nicht die Ihrige wird?

Schmidt gerührt. Arbeiten.

Ludwig. Werden Sie das können?

Schmidt. Meine Mutter und ich müssen leben.

Ludwig. Aber Sie empfinden doch —

Schmidt gerührt. O ja!

Ludwig. Wenn es Sie nun überfällt in der Arbeit, wenn Sie es nicht mehr aushalten können?

Schmidt kann kaum die Thränen zurück halten. So lege ich die Feder hin, weine mich recht aus, und arbeite dann wieder weiter.

Ludwig. Und wenn meine Schwester unglücklich wird?

Schmidt trocknet sich die Augen. Dann wird mir das Arbeiten sehr schwer werden.

Ludwig. Diese Ergebung, dieser sanfte Schmerz, das sind herrliche Gefühle. Ach, einst waren sie mir nicht fremd. Daß ich noch einmal anfangen könnte — noch einmal so lieben — so meinen Vater ansehen könnte — so die Natur einathmen, und alle Künstlichkeit abschwören könnte — Das ist vorüber. Reue und Elend bleiben mir übrig. O, meine Mutter! Gott bewahre sie, daß von den Gefühlen dieses Augenblicks nie eine Ahndung über sie komme!

Schmidt. Weg mit dem Vergangenen! Handlungen des entschlossenen Mannes an die Stelle der Ausrufungen!

Ludwig. Auf denn! Worte hätten nichts vermocht; Beyspiel reißt unwiderstehlich hin.

Schmidt. Habe ich das vermocht?

Ludwig umarmt ihn.

Schmidt. Dann ist meiner Mutter Garten nicht verloren, er trägt uns reiche Aerndte. Sie gehen.

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Rechtler begegnet ihnen an der Thüre.

Rechtler. Ach, da sind Sie ja, mein lieber Schmidt! Nun, es wird hier ein braves recipe für die alte Mama verfertiget werden. Zu Ludwig: Den Menschen sehe Er an — welch ein gesundes Herz wohnt in ihm, und verkehrt in seinem Thun und Lassen!

Ludwig. Sein Anblick predigt meinen Unwerth. — Doch liebe ich ihn — Ich sehe

mich, wie ich war, und wie ich werden will.

Rechtler ernst. Capirt Er das? oder ist es die Figur der Ironiae?

Schmidt. Der Zustand seiner Seele rührt mich.

Rechtler. Hat der Unglücksregen durchgeweicht? Bene!

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Herr Seefeld. Sophie.

Seefeld. Ihr laßt mich zu lange allein, lieber Freund!

Rechtler. Es will alles seine Zeit haben.

Seefeld strenge. Ludwig, was willst du hier?

Ludwig. Ihre Verzeihung — und dann in alle Welt gehen.

Seefeld. Gute Handlungen allein verzeihen die schlechten. Thue, was du kannst. Meine Thränen folgen dir. —

Ludwig will reden, Thränen verhindern es; er bedeckt das Gesicht mit dem Tuch und geht ab.

Schmidt bittend. Ist es Ihnen möglich, vortrefflicher Mann, seinen Gemüthszustand zu verkennen?

Seefeld. Lassen wir das -- Herr Schmidt, Sie sind ohne Mittel — meine Tochter auch — Sie lieben sich — ich wünsche Ihre Heirath zu stiften.

Schmidt. Mein Gott!

Sophie. Mein Vater —

Seefeld. Ich danke Gott, daß ihr kein Geld habt — Arbeit wird eure Sinne in

den Schranken halten, und eure Wünsche. Mittelmäßigkeit, das Gut, was unsere Welt so verächtlich von sich stößt — Mittelmäßigkeit — bürgt für euer Glück. Wo ist Heinrich — ruft ihn doch!

Schmidt geht ab.

Sophie. O mein lieber, guter Vater!

Seefeld. Du hast mich nie betrübt — Das macht meinen Tod sanft — es mache dein Leben leicht.

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Heinrich.

Seefeld. Sophie — Heinrich! nehmt mich in eure Mitte.

Schmidt. Lassen Sie Sich betheuern, mein Vater, mein guter Vater, daß Ihr Sohn Ludwig seine Schuld fühlt.

Seefeld zu Schmidt. Schenkt dir Gott Söhne, junger Mann, und das Weib legt ihre Hand an deren Bildung, so reiß sie zurück; und will sie nicht hören, so reiß sie los von dir, lebe einsam, und rette deine Söhne. Zu Sophien. Läßt er sich bethören von deinem Reitz und deinem Dünkel, läßt er Erziehung in deiner Hand allein — so traue dir selbst nicht — nimm deine Kinder, und bring sie lieber in ein Arbeitshaus, ehe sie werden wie Ludwig und Christian — und ihr Beide leiden müßtet, wie ich und mein Weib — euch selbst anklagen müßtet — wie ich und mein Weib, und spät am Grabe von euern Kindern verflucht werden müßtet, wie ich und eure Mutter.

Schmidt. Mein Vater! mein Vater!

Sophie. O Gott!

Rechtler. Mein lieber alter Freund, fasse dich.

Seefeld. Zwey Söhne habe ich jetzt verloren und ein Weib. Schrecklich ist der Augenblick, wo eure Hände zusammen gegeben werden. Ja, er ist schrecklich — so sey er denn lehrreich. Mögen eure Kinder werden, treiben, lernen, was sie wollen — nur lernet sie arbeiten, und nichts scheinen, alles durch sich selbst, ihre Mühe, ihren Fleiß haben und erhalten, und nichts erhalten, was ihnen nicht Mühe kostet. Ihr Beide lebt still, und seyd fleißig. Wenn mir es denn in der ganzen Welt zu enge wird, so lasse ich das arme unglückliche Mädchen mit dem Kinde zu euch gehen, nehme meinen Heinrich an die Hand, und komme zu euch. Da wol-

len wir denn unter uns seyn — und — ach nein! nein! die Verlornen kann ich doch nicht aus meinem Herzen reissen; ich kann es nicht.

Rechtler heftig. Und das sollt und dürft Ihr auch nicht. Denn am Ende dürft Ihr Euerm Gewissen kein weiches Kissen unterlegen. Ihr habt scharf gesündiget. Gott schenkt Euch Bäume in den Garten, und Ihr bindet keine Stangen daneben, und laßt sie lästerlich krumm und schief wachsen! Aus dem Garten werfen dürft Ihr sie darum nicht — schneiden, wo es heilsam ist — wohl — und das — da Ihr eine zaghafte Hand habt — thue ich ja Statt Eurer.

Seefeld. Ist denn noch zu helfen?

Rechtler. Den Ludwig anlangend — da er in sich geht —

Schmidt. Bey Gott! er fühlt sein Vergehen.

Seefeld. Gott vergelte dir den Balsam auf mein wundes Herz!

Rechtler. Den Ludwig will ich einem alten Grafen, der mir das linke Auge verdankt, und der durch mich hier einen Gerichtshalter sucht, empfehlen; den alten Vater seines Mädchens kommen lassen. Sie müssen beide warten, er und das Mädchen. Bleibt sie brav, und wird er brav, dann — fiat. Wo nicht, habeant sibi. Das Kind müßt Ihr christlich erziehen, alter Amicus. Der Christianus — hat seine Sentenz. Der da hat seinen Säbel, und wird ihn führen, daß es Platz wird, wo er ihn in Gottes Namen hin trägt. Die da — hat ihren Karl — und Ihr, alter Amicus — da habt Ihr auch ein Pülverlein.

Seefeld. Was? Gold? Zwey tausend Thaler? Was thut Ihr?

Rechtler. Omnino! Goldpulver!

Seefeld. Rechtler! Rechtler! was ist das? Was soll das?

Rechtler. Die Sache verhält sich so. Sehr gerührt. Ich habe Euch im Herzen lieb. Bin nun schon neun und zwanzig Jahre alle Tage in's Haus gekommen, habe meine Pfeife geraucht, und in Euerm großen Lehnstuhle die Fata Juventutis mit Euch recapitulirt, habe manchen frohen und dunkeln Tag mit Euch gelebt. Den Christianum habe ich aus der Taufe gehoben, habe ihm im Testamento ein Legatum zugeschrieben, so er aber nicht verdient. Ich gebe es dir, gieb du es nun, wem du willst, ich kann es entbehren.

Schmidt. Seltner Mann!

Seefeld umarmt ihn. Freund, wie es wenige giebt!

Rechtler macht sich los. Ey, der ist ein rechter Esel, der ein frohes Gesicht beym Leben genießen kann, und contentirt sich mit der Thräne nach dem Tode.

Seefeld. Es gehört euch beiden, Heinrich und Sophien.

Heinrich. Da wären tausend Thaler mein. Heben Sie mir was zur Equipirung auf, das andre gehört der Mama.

Seefeld. Warum?

Heinrich. Es geht ihr so übel, daß sie mich in der Seele dauert.

Sophie. O mein Vater —

Seefeld. Hätte sie ihr Herz sprechen lassen, dem Hochmuth auf ihre Bildung entsagt — wie glücklich könnten wir seyn!

Aber, wir sind wohl für einander verloren.

Heinrich. Das weiß ich nicht. Aber daß ihr jemand zusprechen sollte, das weiß ich. Sie hat so geweint, und so fürchterliche Reden gesagt, daß ich eiskalt geworden bin. Es ist ihr aber auch darnach gemacht.

Seefeld. Was denn?

Rechtler. Von wem denn?

Heinrich zu Schmidt. Sie hat Ihnen mit aller Gewalt den Garten bezahlen, deswegen von ihren Sachen weg geben, und die Italienischen Sachen von Christian verkaufen wollen.

Schmidt. Nimmermehr! Will gehen.

Heinrich. Bleiben Sie nur; es ist nichts. Auf einmal läßt Christian die Sachen wegbringen, und sagt ihr, er hätte

hier

hier nur noch zwey hundert Thaler zu hoffen, er brauche die Sachen selbst. Nun warf sie ihm alles vor, was sie für ihn gethan hätte, und sich warf sie vieles vor, und sagte, daß sie zum Spott würde, und daß sie so viel gegen Sie gethan, und Ihre Liebe verloren hätte. Christian hat aber immer die Sachen fortbringen lassen, und ist mitgegangen.

Seefeld. Ungeheuer!

Heinrich. Und nun — Ach, sie hat ihr Leben verwünscht. Dreymal hat sie mich umarmt, und reden wollen, und nicht gekonnt; und hat meine Hand fest an ihr Herz gedrückt.

Rechtler. Dem geschlagenen Feinde baue man goldne Brücken — Laß sie kommen!

Heinrich geht schnell hinaus.

Rechtler. Der Christianus aber hat aus dem warmen Italien ein laulichtes Gemüth mitgebracht. Ey, hätte er Statt des Neronis ein Sittenbüchlein erhandelt, was da spricht, »halte Vater und Mutter in Ehren,« es wäre ihm besser — Nun, so heitze ihm denn der Mangel ein, und treibe seine Kräfte.

Achtzehnter Auftritt.

Mad. Seefeld. Heinrich.
Vorige.

Heinrich. Sie müssen mir folgen — der Vater verlangt nach Ihnen.

Rechtler geht hinaus.

Seefeld. Komm zu mir. Wen seine Kinder verlassen, der ist allein in der Welt — Du bist unglücklicher, als ich.

M. Seefeld stürzt in seine Arme.

Schmidt. Nehmen Sich mich als Sohn an, Madam; ich will Ihnen alles seyn, was ich meiner Mutter bin —

M. Seefeld wendet sich rasch nach ihm, und bedeckt das Gesicht.

Schmidt. Und Ihren Segen verdienen. — Sie sehen mich nicht an — Verstoßen Sie mich?

M. Seefeld schüttelt den Kopf und drückt seine Hand.

Sophie. Meine gute Mutter!

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Ludwig, den Rechtler führt.

Rechtler. Trete Er auch mit in die Reihe der ehrlichen Männer. Er legt ihm die eine Hand in Schmidts, die andere in des Vaters Hand. Da halte Er sich fest an. Nehme Er Vater und Schwager für ein Lineal Seiner Handlungen an; und wenn so der Weltschaum und die Hochmuthsblasen wieder aufsteigen wollen, so trete Er sie in Gottes Namen unter Seinen Fuß. Dann lebt Er wie ein Ehrenmann. Er geht zu M. Seefeld. Sie sind zerschlagenen Geistes, Frau Gevatterin? Gratias! Die Kur ist gemacht, das Wundfieber wird sich geben. Sie erscheinen jetzt wieder als eine feine, gute, ehrliche Hausfrau, und meritiren, daß sich

ein alter Degenknopf vor Ihnen bücke, und Ihre Hand zum Munde führe, was ich denn hiemit thue: er küßt ihre Hand. für die gethane glückliche Hauptkur an dem alten Amico aber, er führt sie zu ihm: will ich heute noch mit einem schönen Abendliede, mit lauter Stimme gesungen, mein Herz ergötzen; dann mein Haupt sanft niederlegen, und schlafen wie Einer, der seine Sache mit Gottes Hülfe ganz gescheid gemacht hat.

M. Seefeld umarmt ihn.

Seefeld. Mein treuer Freund!

Sophie. Mein zweyter Vater!

Ludwig. Mein Wohlthäter!

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Iffland, August Wilhelm,

Scheinverdienst ein Schauspiel in fünf Aufzügen

Leipzig 1795

Coburg, Landesbibliothek -- C III 8/30
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11920172-9